

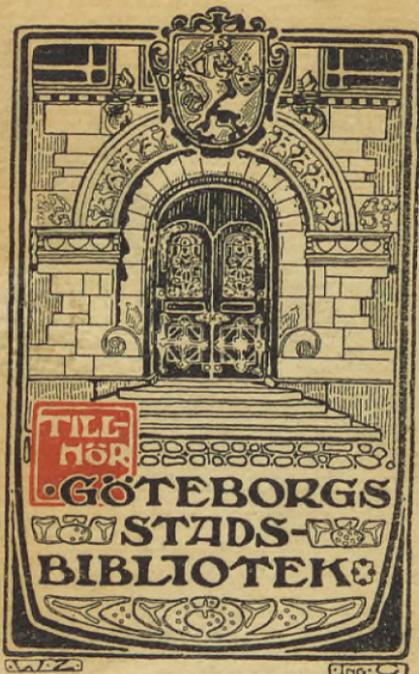
Det här verket har digitaliserats vid Göteborgs universitetsbibliotek.
Alla tryckta texter är OCR-tolkade till maskinläsbar text. Det betyder att du kan söka och kopiera texten från dokumentet. Vissa äldre dokument med dåligt tryck kan vara svåra att OCR-tolka korrekt vilket medför att den OCR-tolkade texten kan innehålla fel och därför bör man visuellt jämföra med verkets bilder för att avgöra vad som är riktigt.

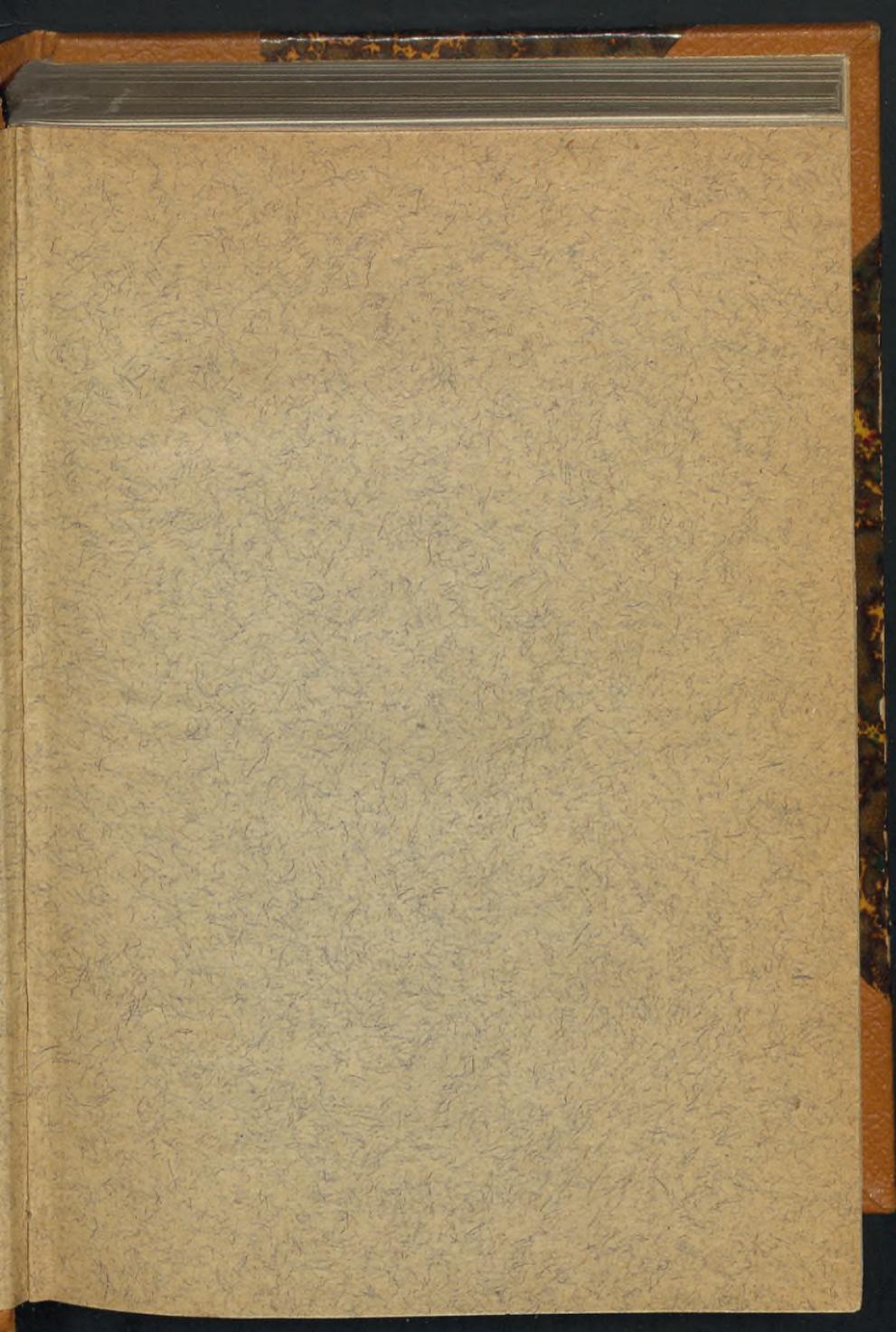
This work has been digitised at Gothenburg University Library.
All printed texts have been OCR-processed and converted to machine readable text.
This means that you can search and copy text from the document. Some early printed books are hard to OCR-process correctly and the text may contain errors, so one should always visually compare it with the images to determine what is correct.





Litt.
Sv.





Europäische Bibliothek

der

neuen belletristischen Literatur

Deutschlands, Frankreichs, Englands, Italiens,
Hollands und Scandinaviens.

Der ganzen Sammlung 857. Band.

IX. Serie. 57.

Die feine Welt von Gothenburg.

Dritter Theil.

Grimma,

Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.

1853.

Die
feine Welt von Gothenburg.

Ein Roman

der Vergangenheit und Gegenwart.

Aus dem Schwedischen übertragen

von

A. Kressschmar.

C. S. Beckman

Dritter Theil.

Grimma,

Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.

1853.

Europäische Weltkarte

von W. v. Schönerer

Verlag von Schönerer

Verlag von Schönerer

Verlag von Schönerer

M. Schönerer

Verlag von Schönerer

1853

Die feine Welt von Gothenburg.

Dritter Theil.

Die feine Welt von Wittenberg

1644

Die feine Welt von Wittenberg, III

Zwei Familien.

IV.

Den ersten schönen Morgen des März, der nach Sturm und Schneegestöber über Berlins Dächern leuchtete, benutzten Clotilde und Marie, um einen Frühbesuch, eine sogenannte Staatsvisite in dem Hause des Geheimrath von Beierfeld, Maren's Vater, abzustatten.

Clotilde sehnte sich unaussprechlich nach Georgiana, die sie seit ihres Bruders Ankunft noch nicht gesehen, und Marien ward es zu Hause zu enge, die Atmosphäre war ihr zu drückend, sie fühlte, daß ein großer Schlag sich vorbereite und spähte nach jedem Zeichen am politischen Horizont, wie Jemand, der ein Gewitter nahen fühlt, den Himmel betrachtet. Für ihren unruhigen Geist war es peinigend, zu Hause zu bleiben und sich still zu verhalten. Sie hätte lieber den wil-

besten Kenner bestiegen und sich herumgetummelt, um dadurch den Aufzuhr ihrer Seele zu beschwichtigen.

Wenn auch Frau von Beierfeld, die eingefleischteste Aristokratin, gerade die Letzte war, nach welcher sie sich sehnte, so hoffte sie doch noch andere Leute dort zu finden, mit denen sie besser harmonirte und etwas Neues zu hören.

Clotilde hatte sich die letzten Tage sehr gedrückt gefühlt, aber der klare Winterhimmel, der flimmernde, knarrende Schnee, der herrliche Sonnenschein und das Getümmel auf der Straße wirkten wohlthuend auf ihre Seele, und ihre Stimmung, als sie in dem Hause von Beierfeld's ankam, war eine weit bessere, als die, welche sie von zu Hause mit fortgenommen hatte.

Es war noch nicht eilf Uhr, und sie konnten wohl erwarten, daß sie die Ersten waren, welche ihre Aufwartung machen wollten.

Sie wurden in das Empfangszimmer geführt und fanden die Frau vom Hause auch schon auf ihrem Plage auf dem Sopha, die Zeitungen vor sich.

Sie erhob sich einer Königin gleich, doch empfing sie die Mädchen freundlich und reichte ihnen die Hand zum Kusse und hatte besonders für Clotilden einen so freundlichen Blick, wie für Niemand weiter, denn Clotilde war ihr Augapfel, und keins ihrer Kinder konnte sie mehr lieben.

Sie war eine Frau in den Vierzigen, groß und ziemlich stark, ihr Haar war noch schwarz und voll, und ihre Zähne so schön wie in ihrem sechzehnten Jahre, ja sie schienen sogar mit den Jahren noch fester geworden zu sein oder präsentirten sich nur mehr, weil der Mund größer und die Lippen schmaler geworden waren.

Ihr Gesicht war sehr bleich, und Stolz, Strenge und Herrschsucht die Hauptzüge in demselben. Schon durch ihre bloße Erscheinung wollte sie dem Fremden, der sie sah, die Versicherung geben, daß ihr Stamm-
baum vierzig Ahnen zähle.

Sie war übrigens sehr fromm und konnte ihre Leute bei dem kleinsten Vergehen durch die Predigt von einer Stunde überzeugen, daß sie ihr Seelenheil entweder schon verwirkt hatten oder noch auf's Spiel setzen würden.

Heute war sie ganz aus der Fassung gebracht.

Eine Frau, die schon bei dem Namen Republik Krämpfe bekam, hatte Ludwig Philipps Abdankung und Flucht, das Schicksal der edlen Herzogin von Orleans, ihrer Landsmännin, und die ganze Reihenfolge der Begebenheiten, die dieselbe nach sich zog, erfahren müssen.

Aber sie war zu stolz, um ihren Gefühlen Worte

zu leihen, und nur eine noch größere Blässe und eine Gereiztheit in ihrer Stimme verrieth, was sie litt.

Ihr Gemahl, der gewöhnlich in Dienstgeschäften abwesend war, oder zu Hause arbeitete, überließ es ihr, die Honneurs des Hauses bei solchen Vormittagsbesuchen zu machen, und sie war überzeugt, daß ihre Gegenwart allein hinreiche.

Bald darauf trat ihre Tochter Georgiana ein, die von der Ankunft der beiden Mädchen gehört hatte, und jeder Fremde würde sich gewundert haben, wenn sie ihm als die Tochter dieser Mutter vorgestellt worden wäre. Sie war unendlich liebenswürdig in ihrer einfachen Bescheidenheit.

Sie zählte nur Ein Jahr mehr als Clotilde und doch hielt man sie für viel älter, denn jede ihrer Bewegungen sowohl, als ihre Sprache waren so ruhig, so verständig, der Ausdruck ihrer klaren, braunen Augen so gut, mild und wohlwollend, daß man in nichts das Brausen und Sprudeln der Jugend mit ihren Freuden und Leidenschaften erkannte.

Sie trug ihr weiches, braunes Haar einfach auf der schmalen Stirn gescheitelt, so daß das schöne Profil vollkommen sichtbar war; das Hinterhaar, in einen Kranz geflochten ohne allen Schmuck auf den Kopf glatt um einen einfachen Kamm gelegt, paßte vollkom-

men zu dem übrigen Anzuge, der eben so schmucklos wie der Kopfsputz war.

Ihr Teint war rein, aber fast gilblich und ohne Röthe, sie hatte die gebogene Nase ihres Bruders, schmale rothe Lippen und sehr schöne Zähne. Die ganze Erscheinung war edel, doch glich sie eher einem Wesen, welches gekämpft, gerungen und überwunden hatte, als einem Mädchen mit menschlichen Leidenschaften und menschlichen Schwächen.

Und so war es auch. Sie hatte geliebt, wie je ein Weib geliebt, war hintergangen worden und strebte nur noch die blutende Wunde vor den Augen der Welt und am meisten vor denen ihrer Mutter zu verbergen.

Keine Bitterkeit war in dem edlen Gemüthe zurückgeblieben; sie segnete noch Den und betete für ihn, der die Rosen von ihren Wangen, die Freude von ihrer Stirn und den Frieden aus ihrem Herzen gerissen hatte, und hätte ihr Herzblut hingegeben, wenn sie ihm hätte den Frieden und das Glück, das er verschertzt, zurückkaufen können.

Jetzt zog ein neues Gewitter an ihrem Horizonte auf.

Ihr Bruder Max, den sie so leidenschaftlich liebte, als ihre ruhige Seele vermochte, war, wie wir wissen, zurückgekehrt als der eifrigste Republikaner.

Sie theilte im Allgemeinen seine Ansichten, doch

billigte sie nicht, daß er sich als Staatsdiener und als der Sohn einer solchen Mutter handelnd zeigte, daß er mit geheimen Agenten verkehrte, verbotene Clubs besuchte u. s. w.

Er liebte seine Schwester zu sehr, um nicht aufrichtig gegen sie zu sein, und sie wagte nicht zu viel zu sagen, um nicht sein Vertrauen zu verschmerzen, was ihr unter den jetzigen Verhältnissen besonders wünschenswerth war.

Sie fürchtete daher nicht bloß Stürme im öffentlichen Leben, sondern auch Sturm zu Hause, und zitterte für ihre arme Clotilde, und sobald sich noch einige Personen einfanden, nahm sie Clotilden unter dem Vorwande, ihr zu zeigen, wie weit sie mit ihrer Porzellanmalerei gekommen, mit in ihr Zimmer.

Marie that, als hätte sie sich in die Unterhaltung mit einem jungen Husarenoffizier vertieft und begleitete sie nicht.

Als die beiden Mädchen allein in ihrem Zimmer waren, fielen sie sich weinend in die Arme, und während wir sie hier sich selbst überlassen wollen, will ich dem Leser die Geschichte der armen Georgiana mittheilen.

Es war zwei Jahre früher; der Gesandte des . . . schen Hofes gab einen Ball, und nicht bloß alle Berliner, welche Anspruch auf Rang, Vermögen und Bildung machten, sondern auch viele Fremde waren

eingeladen. Georgiana, die jetzt erst in die große Welt eingeführt worden war und noch keinen Ball mitgemacht hatte, fuhr mit ihren Eltern, ihrer älteren Schwester Helene und ihrem Bruder Max dahin.

Welche Gefühle der Freude in Georgiana wogten und sich in ihrem blühenden Gesicht spiegelten bei der Aussicht, den ersten Ball mitzumachen, werden Sie wissen, welche die Erinnerungen ihrer frühern Jugend heraufbeschwören wollen und noch einmal in dem genossenen Glücke schwelgen; denn was auch das spätere Leben Herbes und Bitteres bringen mag, die Freuden der ersten Jugend vermag es nicht zu trüben, und keine Freude der späteren Jahre wiegt die der ersten Jugend auf, eben so wie der herrlichste Sommertag nicht im Stande ist, einen Sonnenaufgang an einem herrlichen Junimorgen in den Schatten zu stellen, wo nicht bloß der Mensch, sondern die ganze Schöpfung in Anbetung zu liegen scheint und man kaum zu athmen wagt.

Das Hotel des Gesandten war prächtig erleuchtet, doch war für die Menge von Wagen, welche heute vor demselben hielten, der Raum fast zu enge, und man hörte an dem Durcheinander der verschiedenen Stimmen und dem Fluchen der Kutscher, wie schwer durchzukommen war.

Nachdem der Wagen des Geheimraths ein Weilchen gehalten, ward Platz und er fuhr vor dem Hotel

vor; ein anderer Wagen wollte ihm aber den Rang ablaufen, beide geriethen zusammen und der des Geheimraths schwankte und stürzte um.

In dem andern Wagen saßen nur zwei Herren, die augenblicklich heraussprangen und die halb ohnmächtigen Damen in's Haus trugen.

Glücklicher Weise hatte Niemand Schaden genommen, denn die Pferde standen; aber die Mutter sagte, daß man nach diesem Schreck und mit ganz zerstörter Toilette den Ball nicht besuchen könne, sondern nach Hause zurückkehren müsse. Sie achtete nicht auf Helenens Bitten, nicht auf Georgiana's Thränen.

Der Geheimrath sagte nicht viel; er wäre schon um seiner Töchter willen gern geblieben, doch wagte er nicht, seiner Frau zu opponiren. Die Herren baten fast fußfällig, das Ungeschick ihres Kutschers zu entschuldigen, aber vergebens.

Da erschien die Frau des Gesandten, beklagte den Unfall, stellte nicht allein ihr Ankleidezimmer mit Allem, was dazu gehörte, zu ihrer Disposition, sondern befahl auch ihrem Kammermädchen, den Damen behilflich zu sein und sie so schnell als möglich in den Stand zu setzen, den Ballsaal betreten zu können, und es war daher nicht zu verwundern, wenn man bald keine Spur mehr von einem Sturz aus dem Wagen sah und die Geheimrätthin nachgeben mußte.

Als man in den Saal trat, der in dem Lichte von tausend Kerzen strahlte und in dem ringsum in den Nischen Blumen dufteten, hatte die Polonaise noch nicht begonnen.

Die beiden Herren kamen augenblicklich herbei und die Frau vom Hause stellte den Einen als Attaché bei ihrer Gesandtschaft und den Andern als dessen Vetter, einen jungen Polen, vor, der ihnen auch befreundet war. Der Attaché bat die Frau von Weierfeld um die Polonaise, während der andere Helenen als die ältere engagirte, und Georgiana, welche schon glücklich war, nur dableiben zu können, trat mit ihrem Bruder zum Tanz an.

Georgiana trug ein weißes Kleid mit weißer Schärpe, aber es war mit Rosen garnirt und im Haar hatte sie einen Rosenkranz. Sie selbst glich einer eben aufgeblüheten Rosenknospe, in deren Kelch noch der erste Thautropfen funkelt, und wenn man ihre Schwester ihrer prächtigen Schönheit wegen die stolze Circassierin nannte, so gefiel wenigstens an diesem Abend Georgiana fast noch besser.

Es war eine neue Erscheinung; sie war so fröhlich, so glücklich, und die jungen Männer umschwärmten sie. Constantin, so wollen wir den Attaché nennen, hatte sie um den ersten Walzer gebeten, sie schwebte leicht wie eine Sphide an seinem Arme dahin, und die

Elasticität ihrer Seele schien sich in jeder ihrer Bewegungen auszudrücken.

Als der Tanz beendet war, führte er sie zu ihrem Sitze und lehnte sich, in tiefe Gedanken versunken, an einen Pfeiler in ihrer Nähe, und hier haben wir Müsse genug, ihn zu betrachten, denn hier blieb er stehen und bewegte sich nur fort, um sie wieder einmal zu einem Tanz zu holen, wenn sie einen solchen frei hatte, oder zu Tische zu führen; außerdem tanzte er mit Niemand an diesem Abend.

Er war wohl nahe an dreißig Jahre, und es lag in diesem Umstande sowohl als in der Art seiner Huldigung Etwas, was wenigstens die Aufmerksamkeit eines sechzehnjährigen Mädchens fesseln mußte.

Er war sehr groß, und ohne gerade mager zu sein, hatte doch seine Figur etwas Schlankes, Glattes, und erinnerte an den Aal, der Einem so gern entschlüpfen möchte. Seine Art, zu grüßen und überhaupt sich zu benehmen, ließ den vollendeten Hofmann erkennen.

Er trug einen sehr feinen schwarzen Anzug, gegen welchen die blendend weiße seine Wäsche vortheilhaft abstach. Ein großer Brillantknopf, welcher das Hemd zuhielt und ein Stern auf der Brust verriethen den Mann von Vermögen und Verdienst. Seine hohe gewölbte Stirn beschatteten kohlschwarze dichte Locken, ein schwarzer, leicht gekräuseltes Bart bebedete fast das ganze

totbleiche Gesicht und ließ einen Zug von Ironie und Spott, der beständig seine Mundwinkel umspielte, weniger hervortreten.

Die Augen waren schwärzer als schwarz, groß und schön geformt unter ihren stark markirten Braunen, aber der Ausdruck derselben war ein stets wechselnder, wie nun eben die Unterhaltung oder Das, was er in seiner Umgebung wahrnahm, auf ihn einwirkte, oder die Erinnerungen aus der Vergangenheit in seiner Seele auftauchten. Offen schossen sie Blitze, die Tod und Verderben zu drohen schienen, dann waren sie so gut und so mild, wie die eines Kindes, auf einmal aber leuchtete aus ihnen wieder ein unheimliches, diabolisches Feuer, welches er zu dämpfen sich vergebens bemühte. Eine Nase, die schnurgerade von der Stirn bis zur Oberlippe herabging, vermehrte noch den Ausdruck des Fremden in seinem Gesicht; wenigstens trug es nicht dazu bei, ihm Vertrauen zu gewinnen.

Da er Georgiana zu Tische geführt, so war sie seine Nachbarin zur Rechten, und er schien seine Unterhaltung ausschließlich ihr zu widmen und bekümmerte sich sehr wenig um seine Nachbarin auf der andern Seite.

Wenn sie sich nun schon durch seine äußere Erscheinung und die Aufmerksamkeit, die er ihr widmete, angezogen fühlte, so mußte sie es noch mehr durch seine

Unterhaltung sein, die man wirklich geistreich nennen konnte. Er hatte viel gelesen und viel gearbeitet, war gereift und hatte viel gesehen, und dazu besaß er eine Darstellungsgabe und eine Beredsamkeit, wie sie unsere Freundin vorher nie geahnt hatte.

Und als er ihr nun vollends versicherte, wie Alles, was er erlebt, Alles, was ihn früher erfreut, nichts gegen das Glück, einige Minuten an ihrer Seite sitzen und sich in ihrem Lächeln sonnen zu können, da war es um die Ruhe der Armen geschehen, die zu erfahren war, um zu wissen, daß dies die Sprache fast aller Männer ist, und zu gut und wahr, um Jemand nur die kleinste Abweichung von der Wahrheit zuzutrauen. Sie glaubte jedes Wort und sog es gleichsam von seinen Lippen, um es ihrem Gedächtniß tief einzuprägen.

Constantin nahm seinen Vortheil bald wahr. Wie konnte es bei solcher Jugend und Unschuld anders sein? Er benutzte ihn, um sie immer mehr zu umstricken, machte nach dem Walle so oft als möglich Besuche und schloß sich namentlich später mit einer Wärme, die wohl eigentlich seinem Charakter fremd war, an Helens Bräutigam an, um dadurch immer mit der Familie in Verbindung zu bleiben.

Um die schöne Helene hatte sich ein Kuirassieroffizier beworben, der in Schlesien bei einem Regimente

stand und auch dort mehrere Güter hatte. Als sie den Sommer zuvor mit einer Tante Warmbrunn besuchte, hatte er sie kennen lernen und war sogleich als Bewerber aufgetreten. Sie war wieder abgereist, ohne daß er eine seinen Wünschen entsprechende Antwort erhalten hatte; das stolze, eitle Mädchen hoffte vielleicht, immer eine noch bessere Partie machen zu können, und ihre Mutter war derselben Meinung. Der Herr Baron hatte jedoch sein Herz verloren, und weder Dienstgeschäfte noch Zerstreuungen, weder der Aufenthalt auf seinen Gütern noch die Sorge für seine alternde Mutter, welche er zärtlich liebte, waren im Stande, ihm seine Gemüthsruhe zurückzugeben.

Helensens verführerisches Bild gaukelte den ganzen Tag vor seiner Seele, und er schwur, daß solch einem elenden Leben ein Ende gemacht werden müsse.

Er erbat sich Urlaub, kam nach Berlin und ward glücklicher Bräutigam, gerade zu der Zeit, wo Constantin als der Verehrer Georgiana's auftrat.

Der derbe Offizier freute sich und fühlte sich geschmeichelt, daß der gewandte Hofmann seine Bekanntschaft suchte und cultivirte, und that alles Mögliche, um sich gefällig und liebenswürdig zu zeigen.

Helene, die gern so Viele als möglich an ihrem Triumphwagen sah, freute sich auch über seine Huldi-

gungen und suchte ihn immer mehr in ihr Haus zu ziehen.

Und Georgiana war gegen Schwester und Schwager dankbar dafür und unaussprechlich glücklich, so viel in der Nähe des Geliebten sein zu können.

So verging die Zeit bis zu Helenens Hochzeit.

Constantin hatte Georgianen seine Liebe erklärt und das Geständniß ihrer Gegenliebe empfangen, hatte ihr aber auch zugleich gesagt, daß, so lange seine Mutter lebe, die streng katholisch, aber sehr alt sei, von einer Verbindung nicht die Rede sein könne, da die Familie von Beierfeld protestantisch war. Georgiana war ganz damit einverstanden, obschon es ihr wehe that, nicht die Mutter ihres angebeteten Constantin kennen zu lernen.

Die Eltern, welche keine Ahnung hatten, daß das Verhältniß so weit gediehen sei, erwarteten jezt keine Erklärung, denn sie sahen in Georgianens Jugend ein Hinderniß für eine baldige Vermählung, und es war ihnen ganz recht, wie es war.

Nach Helenens Hochzeit machte das junge Paar eine Reise. Sie wollten dann den Rest des Sommers auf dem Gute zubringen, das seiner Garnison Hirschberg am nächsten lag, und sie wirkten bei den Eltern die Erlaubniß aus, daß Georgiana sie dann besuchen

dürfe. Die Mutter versprach, sie selbst hinzubringen und mit Clostiden dort zu lassen, was denn auch geschah.

Nicht lange nachdem die Mutter wieder abgereist war, langte auch Constantin an, um den versprochenen Besuch zu machen, und Beide verlebten nun in der schönsten der Gegenden die glücklichsten Stunden, die je ein Paar verlebte, und Georgiana blüdete unter dem Sonnenschein der Liebe immer mehr auf; besonders geistig reifte sie mächtig, denn ein Mann von Constantins Geiste mußte auf ein Mädchen mit den besten Anlagen, besonders wenn sie ihn liebte, gewiß bildend und veredelnd einwirken.

Aber die Zeit seines Urlaubs ging zu Ende. Er mußte im October nach Berlin zurück, die beiden Mädchen blieben jedoch bis zu Weihnachten, wo sie dann, von Helenen und ihrem Manne begleitet, ebenfalls abreisten. Sie hatten zuvor noch einen Besuch bei Clostidens Tante, die, wie wir wissen, auch in Schlessen war, abgestattet.

Als Georgiana Constantin wiedersah, was nur einige Mal geschah, denn er wurde kurze Zeit nach ihrer Rückkehr mit einer Sendung nach auswärts beauftragt, fand sie ihn mürrisch und zerstreut.

Sie fragte ihn nach der Ursache, und er schützte Unannehmlichkeiten im Dienst vor und sprach sich erfreut darüber aus, jetzt fortzukommen. Sie war

traurig, doch konnte sie keinen andern Grund seiner Verstimmung entdecken, als den er selbst angegeben, wenigstens sagte ihr ihr Inneres, daß in ihrem Betragen die Schuld nicht läge.

Er reifte ab und bat sie, erst noch einmal zu Clotilden zu kommen, weil er sie gern ohne Zeugen sprechen wollte. Sie willigte ein, und obgleich sie sich vorgenommen hatte, keine Schwäche zu verrathen, sondern standhaft zu sein, und obschon sie auch alle Kraft aufbot, so war doch die Macht der Liebe zu groß und sie sank bewusstlos zu Boden.

Als sie ihre Besinnung wieder erhielt, war Clotilde um sie beschäftigt und er war fort, fort auf immer von ihr, deren ganzes Herz, deren ganze Seele ihm gehörte.

Sie wiederholte sich tausendmal alle Betheuerungen seiner Liebe, alle Schwüre seiner Treue, aber es war öde und wie erstorben um sie herum und das Leben graute sie an.

Eine Ahnung sagte ihr, daß mit seiner Person auch ihr Glück dahin sei.

Wie war der Tag so verschieden von dem, an welchem sie ihn zum ersten Male gesehen? Dazu kam nun noch, daß auch ihr Bruder abreifte und Schwester und Schwager schon fort waren. Aber was half Jamern und Klagen! Sie mußte ihrer Mutter ein heiteres

Geficht zeigen, wenn sie nicht ein scharfes Gramen bestehen wollte und auf Gott und die Liebe vertrauen. Es ging ja ihrer geliebten Clotilde auch nicht anders; auch sie mußte den Geliebten missen.

Bei ihrer Nachhausekunft sagte ihr ihre Mutter, daß der Attaché da gewesen und seinen Abschiedsbesuch gemacht, und daß es ihm leid gethan habe, sie nicht einmal sehen zu können. Er hoffe jedoch, daß er bald zurückkehren könne, setzte sie bedeutungsvoll hinzu. Georgiana's Hüße versagten ihr bald den Dienst, aber ihre Mutter bemerkte keine Veränderung an ihr.

Sie schlich auf ihr Zimmer und legte sich zu Bett. Er war fortgegangen und zwar darum, weil er nicht mehr in ihrer Nähe sein mochte.

Was hatte ihn hinweggetrieben? Sie konnte es sich nicht erklären. Er hatte sie noch einmal sprechen wollen; wollte er ihr Aufschluß geben? Aber er war so schnell, so mit einem Male von dannen geeilt und hatte nichts gesagt.

Sie fühlte, daß die Tage ihres Glücks dahin waren; aber was, was war der Grund? Sie ging die ganze Zeit ihrer Liebe und ihres Glücks noch einmal durch, erwog, verglich und überlegte; an ihr lag die Schuld nicht, das sagte sie sich immer wieder, aber

welch ein unglücklicher Umstand, Welch ein Verhängniß
 konnte es sein!

So brachte sie die ganze lange Nacht in
 Grübeleien zu, und was sie da litt in dieser ersten lan-
 gen Nacht, das weiß nur Der, der alle Thränen sieht
 und alle Seufzer hört.

und in demselben Jahre auch einen
 Besuch bei dem Herrn von ...
 ...
 ...
 ...

V.

Bis jetzt haben wir nur Besuche in den Häusern
 von Berliner Nobilität abgestattet, in diesem Kapitel
 wollen wir einmal in das Hinterstübchen einer armen
 Witwe in der Oberwallstraße steigen und sehen, wie sich
 das Leben hier gestaltet.

Wir wollen Frau Bruchm besuchen, die Witwe
 eines Copisten beim Ministerium, welche mit ihrer ein-
 zigen Tochter Clara von ihrer geringen Pension und
 dem Erwerb ihrer fleißigen Hände ruhig und zufrieden
 lebte. Ihre Einnahme überstieg immer ihre Ausgaben,
 und sie legten schon seit Jahren monatlich einige Gro-
 schen beiseite zu Clara's Ausstattung, wie die Mutter
 sagte, oder für eine Stunde der Noth, wie Clara ganz
 verständlich sprach.

Sie waren von vielen Vornehmen gekannt und
 geachtet, und deshalb fehlte es ihnen nie an Arbeit. Die

Mutter konnte nicht fertig werden mit Stricken, und Clara mußte immer noch etwas von ihrer Näherei oder Stickerai abgeben an andere Mädchen, denn bei dem größten Fleiße konnte sie doch nicht Alle befriedigen, die Arbeiten geliefert haben wollten.

Sie war neunzehn Jahre alt und ward von Allen, welche sie kannten, nur die Madonna genannt, und zu diesem Namen berechnete sie gewissermaßen nicht allein ihr schönes Gesicht mit seinen unschuldigen blauen Augen und seinem herrlichen blonden Haar, nein, auch ihr anspruchloses, frommes Wesen und die Demuth, die sich in jeder ihrer Bewegungen zeigte.

Sie war der Stolz und die Freude ihrer Mutter, deren einziger Jammer darin bestand, daß sie der gute Vater nicht täglich so in all ihrer Lieblichkeit sehen konnte; doch war sie der Meinung, daß er im Himmel noch weit größere Seligkeit schmecke und daß sie einmal alle Drei wieder vereinigt würden, und dieser Glaube tröstete sie und trocknete ihre Thränen.

Ihr Stübchen hielten sie sauber und nett, die Fenster, vor denen Blumenbreter angebracht, waren immer so hell wie Krystall, und die Vorhänge, wenn auch ganz einfach, doch blendend weiß.

Auf dem einen Tritt am Fenster stand der Lehnstuhl der Mutter mit einem Tischchen davor, auf welchem einige Andachtsbücher, ein Körbchen mit Stricke-

reien und Garn und eine Brille lag; auf dem andern stand Clara's Stickrahmen und zwischen beiden ein Näh-tisch unter dem Spiegel.

Ein mit buntem Damast beschlagenes Sopha mit einem runden Tisch davor, ein Secretair und eine Kommode bildeten das übrige Ameublement des Zimmers; die Wände zierten einige Bilder und ein Bret mit Büchern.

Die Dielen waren so weiß wie Kreide und die Schösser spiegelblank. Auf der Mutter Fußbänkchen schnurrte behaglich eine Kaze, und über Clara's Rahmen hing ein Bauer mit einem Kanarienvogel, der lustig schmetterte und sich in den Strahlen der Morgensonne badete; die Blumen waren gut gepflegt, Mutter und Tochter gingen sauber angezogen, kurz, Alles trug den Stempel des Friedens und der Behaglichkeit.

Sie blickten oft von ihrer Arbeit auf und sahen einander liebend in's Gesicht, oder erzählten einander Etwas, was ihnen die Zeit verkürzte.

Als der Vater noch lebte und Clara noch ein Kind war, wohnten sie dicht neben dem Geheimrath von Beierfeld, und die hübsche artige Clara war die tägliche Gespielin von Helenen und Georgiana. Später, als die verschiedenen Verhältnisse sie auseinander brachten, bewahrte namentlich Georgiana die größte Theilnahme und das innigste Wohlwollen für Clara, und

die Letztere verehrte sie mit schwärmerischer Hingebung.

Demungeachtet kamen sie nur selten zusammen und nur dann, wenn Georgiana eine Arbeit zu bestellen hatte, was sie sich aber nie nehmen ließ. Sie hielt sich dann immer ein Stündchen auf, um zu plaudern, und erzählte bei ihrer Rückkehr ihrer Mutter, wie erquickt sie sich fühle, wenn sie von diesen Leuten komme.

Aus dieser Zeit, wo noch Frieden und Glück unter ihnen wohnte, ist auch die Schilderung ihres Lebens und ihrer Einrichtung.

Seitdem Georgiana etwas zu Helenens Ausstattung bestellt, war sie nicht wieder zu Frau Bruhm und ihrer Tochter gekommen, und sie war daher nicht wenig erschrocken und überrascht, Alles verändert zu finden, als sie jetzt hier eintrat, um sich Kraft zu holen und Muth und Stärke bei diesen einfachen, frommen und zufriedenen Menschen, denn sie war sehr unglücklich. —

Constantin hatte versprochen, oft und viel zu schreiben und die Briefe an Augusten zu adressiren; aber keine Zeile hatte sie gesehen, kein Liebeszeichen von ihm bekommen. Der Gisthauch des Grames hatte ihre reine Stirn berührt und die Rosen auf ihren Wangen gebleicht, während Clotilde, die oft und die besten Nachrichten von ihrem Max erhielt, immer schöner

blüthete; der Mai war herangekommen und immer noch Alles beim Alten.

Sie war kaum mehr im Stande, ihre Seelenangst zu verbergen, und ihr verändertes Aussehen entging ihrer Mutter nicht, welche sie vor sich rief und nach der Ursache fragte. Georgiana sagte ihr, sie wisse selbst nicht, was ihr fehle, sie sei betrübt, verstimmt und unglücklich, und die Mutter entgegnete, nachdem sie eine Stunde gepredigt, daß dies ein Mädchen nie sein dürfe, am wenigsten in ihren Verhältnissen oder von ihrem Stande; sie solle mehr ausgehen, Clotilden viel besuchen und doch einmal zu Frau Bruhm gehen, deren hausbackener Verstand und gutes Herz wohlthuend auf sie einwirken würden.

Georgianen war, als ob dieser Rath von oben käme, und schon der Gedanke beruhigte und erheiterte sie. So ging sie denn gleich am Nachmittage hin, die Witwe zu besuchen und betrat das Haus mit der Ueberzeugung, sie werde beruhigter zurückkehren; aber sie irrte sich. Auf der Treppe schon begegnete ihr ein anderes junges Mädchen, die in demselben Hause wohnte und die schöne Clara oft beneidet hatte, und in ihrem hämischen Gesicht lag Etwas, was sie beängstigte und beunruhigte.

Sie klopfte indeß an der wohlbekanntnen Thür,

doch rief Niemand Herein, was sie schon überraschte, und sie sah sich genöthigt, selbst zu öffnen.

Frau Bruhm saß wie gewöhnlich auf ihrem Plaze, doch hatte sie, mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt, das Klopfen überhört. Bei Georgiana's Eintritt stand sie sogleich auf, kam ihr entgegen und bot ihr die Hand; aber die hellen Thränen rollten ihr über die eingesunkenen Wangen. Georgiana war so erschrocken, daß sie ihren eigenen Gram vergaß und theilnehmend fragte, was denn geschehen sei, ob Clara ein Unglück zugestoßen, da sie die Mutter so trostlos sähe und sowohl ihren Vogel als ihren Stickerahmen vermisse.

„Ja wohl,“ antwortete die arme Frau schluchzend, „das größte, was einem Mädchen passiren kann,“ und eine dunkle Röthe verdrängte die aschfarbene Blässe auf ihrem Gesicht. Sie kämpfte mit sich, wie sie es anfassen sollte, Georgiana die Wahrheit mitzutheilen und dies doch für ihre Tochter so schonend als möglich zu thun.

Während sie schwieg, hatte das Mädchen Muße genug, zu bemerken, welche Veränderungen in diesem Gesicht vorgegangen waren. Die Matrone war um zehn Jahr älter geworden, seit sie sie zum letzten Male gesehen. Die klaren Augen waren trübe und geröthet, das ruhige Wohlwollen war aus ihrem Gesicht ver-

schwunden und hatte einer Bitterkeit Platz gemacht, die man nie in demselben gesucht hätte. Ihre weiße Haube war ohne die gewöhnliche Sorgfalt leicht auf den Kopf gestülpt und sie zupfte verlegen an den Bändern derselben.

Endlich brach Georgiana das Schweigen und fragte nochmals, wo Clara, ihr Vogel und ihr Stickerahmen hin seien.

„Clara ist ausgegangen,“ sagte die Mutter. „Den Stickerahmen haben wir weggesetzt, weil sie sich durch vieles Weinen die Augen verdorben und jetzt nicht mehr flicken konnte, und den Vogel haben wir verschrenkt, denn sein Geschmetter that uns wehe und,“ setzte sie stoßend hinzu, „weckte den Kleinen auf.“

Georgiana drohete die Angst zu ersticken. Sie schaute auf die Wiege, welche, von ihr unbemerkt, in einer Ecke stand und auf welche die Mutter gebettet hatte, und die ganze schreckliche Wahrheit stand vor ihr.

„O, barmherziger Gott!“ rief sie schluchzend, „die schöne, engelreine Clara eine Verführte, eine Gefallene? Welch ein Ungeheuer, welch ein Nichtswürdiger muß ihr Verführer sein!“

In diesem Augenblicke meldete sich das Kind in der Wiege, welches sauber in weißen Bettchen lag und mit einem grünen Schleier bedeckt war.

Die Großmutter trat hinzu und Georgiana mit,

aber ein Schauer lief durch ihren Körper bei dem Anblick des kleinen Wesens, welches, so klein es auch war, doch Büge trug, welche einst den Himmel für sie in sich schlossen, aber jetzt alle Furien der Hölle in ihrem Busen wach rüttelten.

„Und das ist Clara's Kind?“ fragte sie kaum hörbar.

„Ja,“ sagte die Großmutter, „es gleicht ihr aber nicht, sondern ist der ganze Vater! Der Herr Uttach freut sich sehr darüber. Er hat ihr Geld genug gegeben und gesagt, sie solle nur nicht weinen, sondern fröhlich sein und das Kind recht pflegen. Wenn seine Mutter, die alte Baronin, gestorben, werde er sie so gleich heirathen, das Kind anerkennen und es werde noch Alles gut werden. Aber Clara weint.“

Hier wurde sie durch das Geräusch eines Falles auf den Boden abgehalten, ihre Rede zu vollenden. Sie hatte ihre Augen auf das Kind geheftet und nicht bemerkt, wie Georgiana immer blässer ward, anfing zu schwanken und trotz aller Anstrengung dagegen, doch zusammenstürzte.

Sie erschrock, erfaßte das ohnmächtige Mädchen und bemühte sich, sie auf das Sopha zu schaffen, und Clara, welche unterdeß zurückgekehrt war und das Gespräch mit angehört hatte, unterstützte sie dabei.

Sie holten kaltes Wasser und hielten es ihr an

die Lippen, Salmiakgeist unter die Nase und wuschen sie mit Eau de Cologne, aber das Bewußtsein kehrte nicht zurück und die geänstigten Frauen wußten nicht mehr, was sie anfangen sollten.

Die Mutter schlug endlich vor, ihr Kleid und Schnürleib zu öffnen und den Körper mit wollenen Tüchern zu reiben, was denn auch gleich geschehen sollte.

Während sie ihr das Kleid öffneten, fiel ihnen ein kleines Miniaturbild in die Augen. Es war das Brustbild Constantins, auf Elfenbein in Del gemalt und sprechend getroffen, welches er ihr gleich zu Anfange ihrer Bekanntschaft geschenkt hatte, und das sie auch jetzt noch stets auf dem Herzen trug. So wie es Clara erblickte, stieß sie einen wilden Schrei aus und riß es an ihre Lippen. Wahnsinn schien über sie zu kommen bei dem Gedanken, daß Der, der sie verführt, entehrt, Der, den sie aber immer mit der ganzen Kraft ihrer Seele liebte, einer Andern angehörte.

Denn der Anblick des Bildes bestätigte, was ihr schon vor langer Zeit Georgiana's Mädchen gesagt, nämlich, daß Constantin ihrem Fräulein den Hof mache und von allen ihren Verwandten begünstigt werde. Sie hatte es nicht geglaubt, sie hatte ihn darum gefragt und er hatte geleugnet, und sie glaubte ihm und sie vertraute dem Manne ihrer Liebe, wie er ihr vertrauen konnte.

Wäre sie damals nicht so arglos gewesen, so war sie vielleicht jetzt gerettet.

Aber nun stand die ganze gräßliche Wahrheit ihr vor Augen, und die sanfte, liebliche Clara bot ein Bild dar, das gewiß das Herz eines jeden Mannes gerührt und erschüttert haben würde, wenn er auch noch so leichtsinnig gewesen wäre — ein Bild der Verzweiflung.

Sie zerraupte sich das Haar, ihre Augen rollten wild, ihr Athem flog, die Lippen hatte sie fest auf einander gepreßt und die Zähne zusammengebissen. Sie hatte sich lange um ihre verlorene Unschuld und Jugend gekränkt, aber sie liebte und glaubte sich geliebt, und vertraute auf Gott und die Zukunft. Aber jetzt — sie schleuderte das Bild weit von sich — jetzt — sie durfte den Gedanken nicht ausdrücken — wie stand es jetzt mit ihr? Sie war betrogen, entehrt und ver-rathen, und von Dem, den sie so grenzenlos geliebt!

Dies war der einzige Gedanke, der ihre Seele beherrschte, sie sah und hörte nicht, was um sie vor-ging. Erst als ihr kleiner Gustav ungestüm nach der Mutter schrie, schien sie zu erwachen, riß das Kind aus der Wiege und an ihre Brust; aber ihr Auge blieb trocken, die Thräne, die jeden Schmerz lindert, dieser Balsam für gemarterte Seelen, kam nicht, um das Herz des unglücklichen Mädchens zu erleichtern. Der

Anblick des Kindes, die Aehnlichkeit mit seinem Vater, trugen noch dazu bei, ihre Qualen zu erhöhen und ihre Sinne zu verwirren. Sie schien Stein geworden zu sein, und dies ängstigte ihre Mutter mehr, als das wilde Toben gethan haben würde.

Georgiana war durch den Schrei, den Clara ausgestoßen, aus ihrer Betäubung erwacht. Sie sah das Bild in Clara's Händen, und allmählig ward es licht in ihrer Seele. Sie stand auf, um sich zu entfernen, sie konnte Clara's Anblick nicht ertragen. Es war, als ob ein Raubthier seine Klauen in ihr Herz geschlagen und darin wühlte und es zerfleischte, während sie langsam das Haus verließ.

Die beiden zurückbleibenden Frauen schienen sich erleichtert zu fühlen, als sie wieder allein waren; die Mutter drückte ihr armes Kind an ihr Herz, aber Clara blieb stumm und ungerührt.

Wir wollen sie jetzt verlassen und Georgiana in das Haus des Criminalraths folgen, wohin sie ihre Schritte lenkte, und das nicht weit mehr entfernt war; denn nach Hause konnte sie jetzt unmöglich zurückkehren.

Clotilde und ihre Mutter waren über ihr Aussehen furchtbar erschrocken und empfingen sie mit einer Wärme und Herzlichkeit, die sie früher nie in einem so hohen Grade bei ihnen wahrgenommen, und die ihr unendlich

wohl that. Hatten sie nur eine Ahnung ihres Unglücks oder volle Gewisheit?

Kurz, sie konnte nicht umhin, so fest sie auch beschloffen hatte, gegen alle Menschen zu schweigen und ihr Unglück allein zu tragen, durch eine offene Mittheilung ihr Herz zu erleichtern.

Die Frauen schenkten ihr jene innige Theilnahme, welche sich nicht in vielen Worten und schönen Redensarten äußert und doch so wohlthuend ist. Eloride umschlang sie weinend und lockte auch bei Georgiana die Thränen hervor, und das war wohl die beste Erleichterung für die Arme. Ihre Mutter schickte sogleich zu Frau von Beiersfeld, und ließ sie bitten, ihr ihre Tochter für den Rest des Tages zu überlassen, sie würde sie am Abend wohlbehalten zurückbringen.

Auch die treue Auguste that alles Mögliche, um mit geschickter, aber zarter Hand die Wunde zu verbinden, und berührte dabei Saiten in ihrem eigenen Herzen, die längst verklungen waren und nur noch einmal aus der Tiefe herauf tönten, und an die Jugend und die Vergangenheit mahnten.

Georgiana war am Abend so gefaßt, daß sie ihrer Mutter erzählen konnte, was bei Bruchms vorgefallen, ohne zu verrathen, welchen warmen Antheil sie nothwendig daran nehmen mußte und wie tief sie erschüttert war.

Den Namen des Verführers nannte sie natürlich nicht, sie wurde auch heute schnell entlassen, denn ihre Schwester und ihr Schwager waren diesen Abend spät angekommen, um ihre Mutter nach ihrem Stammgute abzuholen, wo sie die Ankunft eines jungen Erben, wie man hoffte, erwarten sollte.

Ihre Geschwister wollten sich nicht aufhalten, sondern sobald die Mutter vorbereitet wäre, abreisen, und dieselbe war daher so in Anspruch genommen, daß sie Georgianen nicht mit ihrer gewöhnlichen Schärfe beobachtete.

Nichts hätte ihr erwünschter kommen können. Als sie auf ihrem Zimmer war, dankte sie innig Gott dafür, ihm, der nicht bloß Leiden sendet, sondern auch Mittel und Wege weiß, daß Die, denen er sie schickt, dieselben auch leichter ertragen können. Sie war ruhiger als sie selbst gedacht, und betete inbrünstig für die arme Clara, deren Leiden doch tausend Mal größer war, als das ihre. Alle Eifersucht, alle Bitterkeit war aus ihrem edlen Herzen verschwunden, bloß ein namenloser Schmerz war in dasselbe gezogen; er schien alle Regungen der Freude zu unterdrücken und darin Platz behalten zu wollen, so lange es schlug.

Den dritten Tag nach diesem Vorfalle begleitete Georgiana ihre Schwester auf einer Spazierfahrt. Die herrliche Märzlust lockte sie hinaus, und überdies war

es der Tag vor der Abreise und sie wollte die Schwester noch so viel als möglich genießen. Sie hatten eben die neue Schloßbrücke passirt. Georgiana sah theilnahmslos in die Fluthen der Spree, das Getümmel auf derselben kümmerte sie wenig, aber ihre Aufmerksamkeit ward erregt, als auf einmal der Kutscher anhalten mußte, weil am Ende der Brücke ein größerer Zusammenlauf von Menschen als gewöhnlich war.

Georgiana's Schwager erkundigte sich nach der Ursache und erfuhr, daß man eben ein junges Mädchen, welches sich ertränkt, aus dem Wasser gezogen und nach der Charité schaffen wollte.

So oft ein solcher Fall in einer so volkreichen Stadt auch vorkommen mag, so wirkt er doch immer erschütternd auf die Menge, besonders wenn das Opfer Jugend und Schönheit zu Fürsprechern hat; Alles sah mit Theilnahme nach dem Orte, wo man die Arme in einen Korb legen und fortschaffen wollte.

Auch unsere Freunde im Wagen konnten ihre Augen nicht abwenden, und Georgiana, von bangen Ahnungen erfüllt, strengte ihre Augen an und stieß einen lauten Schrei aus, als sie ganz nahe waren, denn die Unglückliche war Niemand anders als Clara, die Reue und Verzweiflung in den Tod getrieben.

Sie bat ihren Schwager, doch den Polizeioffizianten, welcher dabei war, zu ersuchen, daß man sie

wenigstens in das Haus ihrer Mutter, deren Namen und Wohnort sie angab, bringen möchte, da die Arme wahnsinnig gewesen und ihr der gethane Schritt nicht zuzurechnen sei. Ihr Schwager ging sogleich und sprach mit dem Offizianten, der ihm auch versprach, seiner Bitte nachzukommen, denn das schöne Kind erbarmte ihn selber.

Auf den Wunsch der beiden Frauen kehrten sie nicht gleich nach Hause zurück, sondern fuhren erst nach einer Stunde in den Thiergarten, um sich wenigstens etwas von dem Schrecken zu erholen.

Helene war ebenfalls furchtbar erschüttert, denn Clara war so oft die Gespielin ihrer Jugend gewesen. Sie hatte sie in ihrer Schönheit und Reinheit gekannt, sie trauerte um sie, wie man um eine zertretene Blume oder um ein vernichtetes Kunstwerk trauert; aber Georgiana mit ihrem weichen Herzen und ihrem tiefen Gefühl, sie wäre lieber selbst in den Tod gegangen.

Sie fühlte in diesem Augenblick, daß sie mit dem Leben abgeschlossen hatte, daß die Ruhe ihres Herzens, der Friede ihrer Seele auf immer dahin war und daß sie nur noch Freude in dem Glücke ihrer Lieben oder in dem Lindern der Leiden Anderer finden könne.

Sie zog ihren Schleier herab, um ihr Antlitz zu verhüllen vor den Strahlen der Sonne, vor den Augen

der Menschen und vor dem Lichte des Tages; sie hätte sich lieber in ein Leichentuch gehüllt.

So waren mehrere Tage vergangen, Mutter und Geschwister waren abgereift. Lange hatte sie mit sich gekämpft, ob sie Clara's Mutter besuchen sollte oder nicht, ob es den Schmerz der armen Frau lindern oder die Wunde wieder aufreißen würde, wenn sie käme. An sich dachte sie nicht, sie durfte nicht schwach, nicht weichlich vor sich selbst erscheinen. Endlich glaubte sie, es würde der Frau lieb sein. Sie stärkte sich durch Gebet und ging in Gottes Namen.

Sie öffnete heute die Thür, ohne anzuklopfen, denn es herrschte eine Todtenstille im Zimmer; aber als sie eintreten wollte, prallte sie wieder einige Schritte zurück, denn sie glaubte einen Schatten aus der Unterwelt zu sehen.

Constantin saß auf einem Stuhle in der Nähe der Thür, die Arme hielt er gekreuzt, das Haupt war auf die Brust gesunken, das Gesicht bleigrau, sein Auge stierte glanzlos auf den Boden.

Bei ihrem Anblick schrak er zusammen, fuhr in die Höhe, als hätte er ein Gespenst gesehen und verließ ohne Hut eiligst das Zimmer; die Furien der Hölle folgten ihm.

Clara's Mutter kniete auf dem Boden neben der Wiege, sie hatte ihn keines Blickes gewürdigt und auch

sein Gehen nicht bemerkt. Georgiana trat zu ihr, drückte ihr schweigend die Hand und sagte, daß heute ihr Besuch kurz sein, daß sie aber bald wieder kommen werde, wenn sie es wünsche.

Seit jenem Tage ging sie wöchentlich einige Mal zu der Trauernden, sorgte für sie wie eine Tochter und für das Kind wie eine Mutter und verwendete ihr kleines Taschengeld oder was sie von ihrem Vater erschmeichelte, für diese Weiden.

Als sie an diesem Tage sich zur Ruhe legen wollte, fand sie auf ihrer Toilette folgenden Brief:

„Angebetete Georgiana!

„Ruhelos irre ich umher gleich Kain und würde gern diesem elenden Dasein ein Ende machen, wenn ich nicht dadurch das Maas meiner Sünden vollends zu füllen fürchtete.

„Ich möchte in Ihre Nähe flüchten und von Ihnen als einem reinen Engel Fürsprache an dem Throne des gerechten, aber auch barmherzigen Gottes erbitten, aber ich habe nicht den Muth.

„Ich habe mich selbst aus meinem Paradiese vertrieben und wage nicht, in der Nähe der Reinen zu athmen. Ich will, ich muß wieder fort von hier und bitte nur noch um eine Zeile von Ihrer Hand, um ein Wort Ihrer Verzeihung. Ich erbitte es von Ihnen

nicht als ein Verdienst, oder Etwas, was ich verlangen könnte, nein, sondern wie der Bettler um das Almosen bittet, dem Sie es doch sicher nicht versagen würden. Ich werde Sie bis in den Tod lieben und ewig, ewig unglücklich sein in meiner Verbannung.

„Aber gleich wie der Compaß auf dem stürmischen Meere dem irrenden Schiffer den Weg zeigt, so würde auch ein Wort der Verzeihung und der Theilnahme von Ihnen mich auf den rechten Weg leiten und mich vom Untergange retten. Lassen Sie mich deshalb nicht vergebens flehen.“

„Constantin.“

Georgianens Mädchen trat später noch einmal ein und fragte, ob sie eine Antwort auf den Brief abgeben solle, da der Ueberbringer noch vor dem Thore stehe.

Georgiana bestellte sie nach einer halben Stunde wieder und gab ihr dann folgende Zeilen:

„Daß Sie mir Ruhe und Frieden geraubt, darüber treffe Sie kein Wortwurf; ich verzeihe Ihnen von Herzen, und werde immer, immer für Sie beten. Was Sie aber an einer Andern verbrochen, können Sie nicht so leicht wieder abbüßen.

„Gott möge Ihnen ein gnädiger Richter sein!

Ich fürchte, die Tage der Mutter Ihres Opfers sind gezählt und deshalb bitte ich Sie, sich wenigstens dann des Kindes sich anzunehmen, wenn sie nicht mehr ist. Jetzt würde sie jede Bemühung von Ihrer Seite zurückweisen und betrachtet es gewiß als ein heiliges Vermächtniß, das sie keiner Hand lieber, als der Ihren, entziehen möchte. Gottes Segen begleite Sie.“

„Georgiana.“

Seit dieser Zeit war Georgiana immer ruhig und freundlich, wie wir sahen, und Niemand hatte wieder nur einen Schein von der frühern Fröhlichkeit und Munterkeit gesehen, aber auch Niemand einen Ausbruch des Schmerzes oder der Thränen, als Auguste. Denn Clotildens Jugend und Heiterkeit fürchtete sie zu trüben, wenn sie sie einen solchen Ausbruch wahrnehmen ließ, und auch jetzt, wo sich die beiden Mädchen weinend umschlungen hielten, ahnete Clotilde nicht, daß noch etwas Anderes in der Freundin Herzen tobte, als die Theilnahme für sie und die Sorge für ihren Bruder.

VI.

Clotilde und Marie waren zurückgekehrt, und Georgiana hatte sie begleitet und wollte den Tag bei ihnen zubringen, Marie mit flammenden Augen und aufgeregter als gewöhnlich, und Clotilde nur noch niedergeschlagener. Marie hatte von mehreren Seiten gehört, daß die Bewegung von Frankreich aus mit Riesenschritten sich durch Süddeutschland immer weiter wälze, ja, daß es auch in Preußen und Sachsen lebhaft werden würde, und Georgiana hatte Clotilden gesagt, wie tief Max darein verwickelt sei, und daß sie von seinem kühnen Geiste und seiner Energie Alles zu fürchten hätten, wenn nicht die Macht der Liebe seinem Treiben Einhalt thue.

„Die Macht der Liebe,“ hatte sie seufzend hinzugefügt, und Clotilde, die seit einiger Zeit schärfer über

Alles nachdachte, überlegte noch diese Worte in Bezug auf sich und auf die Freundin.

Georgiana hatte allerdings an sich erfahren, wie viel die Liebe Verheerungen in Frauenherzen anrichtet, und wie wenig selbst die Liebe im Stande ist, die Männer zu zügeln, wenn sie ihren Leidenschaften folgen wollen; indeß hoffte sie, daß ihr Bruder eine Ausnahme machen würde und Clotilde nahm sich vor, alle Beredsamkeit, alle Liebenswürdigkeit aufzubieten, ihm die Gefahr vor Augen zu halten und ihn an den Schmerz seiner Schwester und den Zorn seiner Mutter zu erinnern, und an die Gefahr, in welche er seinen braven Vater als Staatsdiener bringen würde.

Sie faßte Muth, als er an diesem Tage kam, und legte ihm so recht eindringlich an's Herz, daß er absehen möge von dem gefährlichen Beginnen.

Und sie war schöner als je in ihrem Eifer. Was er früher an ihr vermist: Leben, Enthusiasmus, das entfaltete sie heute, aber er wünschte, daß sie es zeigte, nicht um seine Ansichten zu bekämpfen, denn er war fest, sondern um seine Pläne zu unterstützen.

Aber bei alle dem, daß er sie unwiderstehlich fand, daß er sie wieder und immer wieder hätte in seine Arme schließen mögen, räumte er ihr doch keinen Vortheil ein, und unter dem Bemühen, ihn zu bekehren, wäre sie fast selbst die Bekehrte gewesen.

Sie fühlte, daß er durch und durch Demokrat und zu jedem Opfer fähig sei, und er versicherte ihr dies auch ganz unumwunden, als sie einen Augenblick allein waren.

Er betheuerte, daß er sie liebe, wie nur ein Mann lieben könnte, daß nie ein anderes Mädchen auch nur einen flüchtigen Eindruck auf ihn gemacht habe oder machen könne, und daß die Flamme seiner Liebe rein und hell auf dem Altare seines Herzens lodere und nur mit ihm sterben werde, daß aber das Vaterland und die Rechte der unterdrückten Menschheit noch größere Ansprüche an ihn und seine Thätigkeit hätten, und er mit dem Munde, der Feder und dem Schwerte dafür kämpfen werde, so lange noch ein Tropfen Blut in seinen Adern rinne.

„Clotilde,“ sagte er weiter, „solltest Du jemals die Lärmtrommel durch die Straßen Berlins rasselnd hören, so wisse, daß ich der Erste bin, welcher ihr folgt, und daß mich kein Pole an Patriotismus übertreffen soll, trotz der aristokratischen Mutter, die mich geboren und gesäugt.“

„Und meine Clotilde,“ setzte er weich hinzu und preßte sie heftig an sich, indem bittere Thränen aus seinen Augen träufelten, „vergieb mir im Voraus die Angst und den Schmerz, den ich Dir vielleicht bereiten werde; ich möchte ihn Dir, die ich so innig liebe, so

gern ersparen, aber ich kann nicht, bei Gott dem Allgegenwärtigen, ich kann nicht. Betrachte Dich als eine Heldenbraut, sei meine Andromache, denke: das Höchste ist das Vaterland, und für dasselbe zu sterben, eines Mannes würdig, und wahre Liebe dauert noch über das Grab hinaus! Wenn das Schlimmste, was mich treffen kann, der Tod, mich ereilt und uns trennen sollte, so finden wir uns droben wieder und Du sollst, wie vielleicht viele der edelsten Jungfrauen Deutschlands, einen Helden zu betrauern haben.“

Marie war unter dem Schlusse der Rede eingetreten und rief:

„Wenn Deutschland viele solche Jünglinge hat, so steht der Baum der Freiheit in voller Blüthe und die Sache der Monarchen ist so gut wie verloren. Wollte Gott, der Tag wäre nicht mehr fern!“

Clotilde sagte sehr bewegt:

„Thue, was Du mußt, und wozu ein innerer Drang Dich treibt, ich werde nicht klagen.“

Sie glaubte nicht, daß die Entscheidung so nahe sei. —

Max kam täglich und theilte mit dem größten Enthusiasmus den Inhalt von Zeitungen und Flugblättern mit, die in der Familie des Criminalraths nicht gelesen wurden, und hielt sich überhaupt da viel auf,

weil er seiner Mutter Zorn im höchsten Grade erregt, und sein Vater, wie sie meinte, zu nachsichtig war.

Georg war jetzt ganz seiner Meinung und rüstete sich auch zu dem Kampfe, im Fall es dazu käme.

Marie konnte die Unkunst Maxens niemals erwarten, und Clotilde hoffte immer, daß Gott das Unglück abwenden werde. Ihre Mutter glaubte, die Jünglinge würden nicht zu weit gehen, und so lange besonnene Männer die Ruder in den Händen hätten, würde sich die Sache schon machen.

Der Criminalrath ließ die jungen Leute schwärmen und reden. Er behauptete, daß in Deutschland noch manches anders werden müsse, daß aber jetzt die Zeit noch nicht gekommen sei.

„Das Volk ist noch nicht reif für die Freiheit,“ sagte er immer, „es kommt mir vor, wie ein Kind, das zu frühzeitig das Laufen versucht, und wenn es auf die Nase gefallen, lange ängstlich ist, ehe es einen neuen Versuch wagt. So wird auch das deutsche Volk jetzt einen, vielleicht auch mehrere Versuche wagen, sich von der Herrschaft der Fürsten loszumachen, und wenn sie mißglücken, was natürlich geschehen muß, wird es eingeschüchtert sich weit mehr knechten lassen als vorher, und es ist Schade um alle Die, welche Gut und Blut daran setzen. Indes, man muß sie gehen lassen, die Weltgeschichte möge ihre Erzieherin

sein. Sie glauben sich auf dem rechten Wege, denn, wenn sie sich weder durch den Rath eines Vaters noch eines väterlichen Freundes auf einen andern Weg leiten lassen, so mögen sie auf dem ihrigen wandeln. Es ist immer lobenswerth und zu bewundern, wer für seine Ueberzeugung leben oder sterben kann.“

Mariens Mutter fühlte sich am unbehaglichsten; es war ihr Alles nicht recht, was in der Welt passirte, sie war stets unzufrieden und am meisten mit ihrer Tochter. Sie hoffte, dieselbe den schädlichen Einflüssen in diesem Hause zu entziehen, wenn sie wieder nach ihrem Dresden ginge, wo vor ihrer Abreise Alles so friedlich und still gewesen war.

Seit Weihnachten war sie in Berlin, und beim Schluß des Jahres 1847 war es überall noch still und ruhig; das bedachte sie nicht und ließ sich weder durch das Zureden ihrer Schwester noch durch die Bitten von deren Kindern bestimmen, länger bei ihnen zu verweilen, und kehrte in den letzten Tagen des April nach ihrem schönen Dresden zurück.

Ihr Wunsch war, daß Clotilde sie begleiten möchte; doch hatte diese selbst wenig Lust dazu, jetzt fortzugehen, da Max hier war, und auch ihre Mutter wollte sie nicht gern von sich lassen; eine Ahnung sagte ihr, daß sie jetzt gerade ihrem Kinde nahe sein müsse; aber auf spätere Zeit versprachen sie der Tante einen Besuch.

Als die beiden Damen fort waren, trat wieder das ruhige, gemüthliche Familienleben ein, (und der Verkehr zwischen Mutter und Tochter war ein weit vertraulicherer; denn die Mutter hatte keine Rücksichten auf ihre Schwester zu nehmen und Clotilde ward nicht durch Marie in Anspruch genommen.

Ueberhaupt athmete Clotilde weit leichter auf, seit Marie fort war; sie konnte das Gefühl nicht beschreiben, das sie oft beschlich, wenn sie Marien ihrem Mar gegenüber sah und bemerkte, welche Sympathieen, wenigstens in politischer Hinsicht, zwischen ihnen herrschten. Es war ein Gefühl von Angst und Bangigkeit, denn Eifersucht können wir es wohl kaum nennen, nicht einmal Neid, denn erstens waren Neid und Mißtrauen ihrem Charakter gänzlich fremd, zweitens hatte sie dazu gar keine Veranlassung, und drittens liebte sie Marien auch viel zu sehr, um ihr eine kleine Auszeichnung zu mißgönnen, falls sie sich deren zu erfreuen gehabt hätte.

Nein, zur Ehre unserer Clotilde müssen wir gestehen, die häßliche schwarze Schlange der Eifersucht mit allen ihren Qualen kannte sie nicht, aber doch athmete sie leichter, seit Marie fort war, obschon sie es schmerzte, daß ihr Papa seinen Liebling, die muntere, lebhaftere Marie, vermisse und über die Lücke klagte, die Niemand auszufüllen verstand.

Ueber den Abschied seiner Schwägerin war er sehr getröstet, denn wenn auch dieser joviale Mann Alles that, um ihre üble Laune zu zerstreuen und ihr den Aufenthalt in seinem Hause möglichst angenehm zu machen, so war er doch froh, dieser Bemühung überhoben zu sein.

Indeß hatte Niemand lange Zeit, Behagen oder Unbehagen zu empfinden, denn die Bewegung in Berlin hatte bald ihren Gipfelpunkt erreicht und griff natürlich auch in das Familienleben ein.

Während man auf der einen Seite Zurüstungen zu einem ernstern Kampfe machte, wimmelte es auf der andern von Vergnügungslustigen. So zum Beispiel im Thiergarten fehlte es nicht an Spaziergängern und Fahrenden, die sich an dem Genusse der herrlichen Natur erfreuen wollten, die in der That schon ihr Frühlingskleid anzog und eine Pracht zu entfalten versprach, die für den bösen langen Winter reichlich entschädigen sollte und in ihrem Frieden einen himmelschreienden Contrast zu dem Treiben der Menschen bot. Viele suchten vielleicht auch ihren Schmerz darüber an dem Busen derselben auszuweinen; Andere eilten gedankenlos und leichtsinnig dahin, sie wollten Genuß, so lange sie ihn erhaschen konnten. Noch Andere wollten sich in der geschmackvollen Frühjahrs-toilette sehen lassen und gingen auf Eroberungen aus, obgleich ihnen das Leb en

ein so ernstes Bild bot und die Wichtigkeit und Wichtigkeit alles Irdischen vor Augen hielt.

Genug, was auch die Gründe sein mochten, die Natur konnte sich über Vernachlässigung nicht beklagen. —

In dem Hause des Geheimraths, aus dem der Frieden schon seit längerer Zeit in Folge der politischen Wirren ganz gewichen war, bereitete sich eine ernste und stürmische Scene vor.

Max war in den letzten Tagen in der größten Thätigkeit gewesen, und hatte besonders heute vor jedem Volkshaufen als Redner auf der Tribune gestanden und die Menschen zu entflammen und zu begeistern gesucht. Die Entrüstung seiner Mutter hatte die höchste Höhe erreicht.

Jetzt kam er gar völlig gerüstet und mit den Waffen in der Hand nach Hause, um seinen Eltern zu sagen, daß der Kampf beginne und er einer der Ersten in demselben sei. Nichts könne ihn mehr zurückhalten und er bitte um ihren Segen und wolle Abschied nehmen, falls sie sich nicht wieder sähen.

Er ging erst zu seinem Vater, welcher sein Beginnen eben so wenig billigte, als die Mutter, und immer abgemahnt hatte; doch jetzt, wo der entscheidende Augenblick gekommen war, sagte er nichts mehr.

Er fürchtete, daß es zu spät sein möchte, und

staunte über den eigenen Sohn, der groß und schön, einem Titanen gleich, vor ihm stand; so hatte er ihn noch nicht gesehen. Muth, Kraft und Energie blitzten aus seinen Augen, spiegelten sich auf seinem gerötheten Gesicht und zeigten sich in jeder seiner Bewegungen. Da hörte man von Ferne Trommeln und Getöse und er war nicht mehr zu halten.

Er kniete vor seinem greisen Vater nieder, um seinen Segen zu empfangen, welchen ihm derselbe auch aus vollem Herzen gab, während er eine Thräne mit den Wimpern zerdrückte, denn der unter Akten ergrauete Staatsmann wollte keine Rührung blicken lassen.

Der Sohn küßte seine zitternden Hände ehrfurchtsvoll und verließ dann eiligst das Zimmer, um zu seiner Mutter zu gehen.

Der Vater folgte ihm.

Die Mutter hatte ihm, seit sie überzeugt war, daß er nicht zu befehren sei, stolze Kälte und Zurückhaltung gezeigt, doch heute war sie zu erregt, um schweigen zu können. Sie sprach so ernst und so streng, als ihr möglich war und hatte wirklich die Kraft, alle Rührung zu unterdrücken.

Der Eindruck, den die Erscheinung ihres Sohnes auf sie machte, war mächtig, aber Niemand durfte dies merken, und als der Sohn ein Zeichen von Unge-

duld verrieth, da brach ihr Zorn los und sie sagte ihm, daß er ihre Schwelle nie wieder überschreiten dürfe. Nicht einmal seine Leiche, wenn er im Kampfe fiele, dürfe in ihr Haus, er möge auf der Straße liegen, wie es einem Empörer zukäme, und würde er verwundet, so gäbe es Hospitäler genug. Sie wolle sich wenigstens nicht so schwach zeigen, wie sein Vater.

Ein Ausdruck des bittersten Schmerzes schlich über Marens Gesicht. Er zog den Mund in wildem Krampf zusammen, als er sah, daß ihm seine Mutter ihren Segen verweigerte; als er aber ihre letzten Worte hörte, verdrängte denselben ein Ausdruck von Stolz und kaltem Troß.

In diesem Augenblicke glichen sich Mutter und Sohn vollkommen, und die Mutter hätte ihrem Ebenbilde nicht zürnen sollen.

Georgiana, welche den Befehl erhalten hatte, sie mit ihrem Sohne allein zu lassen, stürzte herein, umschlang weinend ihren Bruder und sagte:

„Wenn Dir die Gebete einer Schwester für den Segen einer Mutter Ersatz bieten können, so gehe mit Gott, sie folgen Dir überall.“

Der Vater stand mit dem Rücken an das Fenster gelehnt und betrachtete seine Kinder entzückt und gerührt; als aber seine Augen auf seine Gattin fielen,

nahmen sie einen Ausdruck der Kälte und Verachtung an.

Frau von Beierfeld ging langsam und zögernd aus dem Zimmer. Als sie fort war, umschlangen sich alle Drei noch einmal und Max verließ dann das Haus.

Von hier wendete er seine Schritte hastig nach dem Hause des Criminalraths, um Georg abzuholen und von Clotilden Abschied zu nehmen.

Schon der Gedanke an sie schmolz die Eiskrinde vollends von seinem Herzen, welche der Abschied von seiner Mutter um dasselbe gelegt, und welche seine Schwester mit ihrer Liebe einigermaßen wieder aufgethaut hatte. Vor der Thür hielt er an, um Athem zu schöpfen und seine Kräfte zu sammeln, und stieg dann mit den Worten: „Es muß so sein,“ die Treppe hinauf in das Familienzimmer.

Georg hatte schon Abschied genommen und war bereit. Der Criminalrath war mit ihm in seinem Kabinett und Clotilde mit ihrer Mutter allein.

Sie nahm alle Kraft zusammen, ging Max entgegen und hing ihm die schwarz-roth-goldene Schärpe um. Max drückte seine Geliebte, ohne sprechen zu können, fest an sich, trug sie nach dem Sopha und wollte davoneilen, aber im Uebermaß ihres Schmerzes warf sie sich zu den Füßen ihrer Mutter und drückte ihr

Haupt in deren Schooß. Mar kniete neben ihr nieder und sagte mit bebender Stimme:

„Meine Mutter hat mir ihren Segen versagt, geben Sie mir den Ihrigen.“

Und die Mutter segnete Beide und sagte:

„Ist es nicht für dieses Leben, so ist es doch für das Jenseits, wo wir uns Alle wiederfinden.“

Mar hob seine Augen zum Himmel auf, und auch Clotilde hatte aufgeblickt, in ihnen leuchtete Glaube und Begeisterung. Auch Georg trat ein, er umarmte und küßte die Mutter und Schwester noch einmal zärtlich und beide Jünglinge verließen ohne einen Laut das Haus.

Auf den Straßen hatte der Tumult schon eine ziemliche Höhe erreicht, und an mehreren Stellen wüthete der Kampf fürchterlich; da es aber nicht unsere Absicht ist, die Berliner Schreckenstage zu schildern, weil die Erinnerung an dieselben gewiß noch frisch und lebendig in dem Gedächtniß eines Jeden lebt, so wollen wir die Jünglinge verlassen und zu ihren Familien zurückkehren, denn sie sind sicher immer da zu finden, wo der Kampf am dichtesten ist.

Georg schloß sich den kämpfenden Studenten an, und Mar suchte zuerst die Neuschäteller auf, die man da erst noch für die Sache des Volkes zu gewinnen hoffte.

Frau von Beierfeld war in ihr Zimmer gegangen, hatte es verschlossen und war für Niemand zu sprechen. Daß sie aber in der fürchterlichsten Aufregung war, bewiesen die heftigen Tritte in demselben, die man auf dem Corridor ganz deutlich vernahm.

Machte sie sich Vorwürfe über ihre Härte, oder glaubte sie recht gethan zu haben? Das weiß nur Gott allein.

Sie hatte vier Söhne verloren, und ihr Erstgeborener war Max. Sie hätte bei seiner Ankunft in die Welt in ihrem Glücke mit keiner Königin getauscht, sie hatte ihn gepflegt, geliebt und stets mit Stolz auf ihn geblickt, sie hatte sich über den Verlust der andern getröstet, weil sie diesen noch hatte und ihn seinen Schwestern vorgezogen, sie hatte sogar in den spätern Jahren ihr Herz mehr von ihrem Gatten abgewendet, weil sie glaubte, es sei nicht mehr Raum genug für die Liebe zu ihrem Sohne, und sie ging die ganzen langen Jahre durch von der frühesten Kindheit an. Hatte er sie nur einmal gekränkt? Die Antwort lautete: Nein. Bis zu dem unglücklichen Momente, wo er eine andere Politik vor ihren Augen enthüllt, hatte sie keine Klage, und war dies nicht mehr ein Irrthum, als eine Sünde? —

Sie bereuete ihre Härte, sie dachte an den namenlosen Schmerz, der sich auf seinem Gesicht ge-

mal, als sie ihm ihren Segen verweigert und an die Worte der Schrift, daß der Segen der Eltern den Kindern Häuser baut.

Hatte sie ihn vielleicht erst in Verzweiflung und Tod getrieben? Eine fürchterliche Angst erfaßte sie, dazwischen hörte sie manchmal einen Schuß oder wildes Geschrei oder sonst ein Zeichen des Kampfes, und sie war kaum im Stande, im Zimmer zu bleiben.

Sie wollte zu ihrem Gatten und durch Mittheilung ihr Herz erleichtern, aber was sollte er von ihr denken, die immer so stark war? Sie hörte seine trocknen Sarkasmen, sie wußte, daß er ihr Benehmen streng getadelt, und sah noch immer den furchtbaren Ausdruck in seinem Gesicht, als sie das Zimmer verließ. Zu ihm konnte sie nicht fliehen, und es blieb ihr nichts, als das Gebet zu ihrem Gott.

Und sie betete inbrünstig und war nicht die einzige Mutter, welche in dieser Stunde heiße Gebete für ihren Sohn zum Himmel aufsteigen ließ.

So war der Rest des Tages vergangen und der Abend herangekommen; der Kampf dauerte noch fort und die Qualen in dem Herzen der geängstigten Mutter mehrten sich.

Selbst das Gebet war nicht im Stande, dieselben zu stillen, und sie war froh, als sich ein leises Klopfen an der Thür vernehmen ließ.

Die Mutter hörte, daß es Georgiana war, und öffnete. Wenn sie auch ihr Ohr dem Flehen des einen Kindes verschlossen hatte, so wollte sie doch nicht taub für die Stimme des andern sein, und überdies war es ihr wohlthuend, daß ihre Tochter kam; sie war nun nicht mehr allein und konnte sich aussprechen.

Georgiana umschlang ihren Hals und sagte:

„Ach, Mutter, es ist mir so bange. Der Vater ist ausgegangen und der Kampf dauert fort.“

Die Mutter ließ sie nicht bloß gewähren, sondern drückte sie fest an sich und sprach:

„Wir müssen den Ausgang desselben Gott überlassen, und wenn Max nicht wieder zurück aus demselben kehrt, dürfen wir auch nicht murren, dann ist es Gottes Wille gewesen.“

Aber ihre Stimme zitterte und ihre Kniee droheten zu brechen.

Georgiana sah, was sie litt und wie sehr sie ihr Betragen gegen ihren Sohn bereuete und sie fragte:

„Darf ich bei Dir bleiben in dieser langen, schrecklichen Nacht?“

Die Mutter hatte nichts dagegen, sie konnten zusammen weinen, zusammen sprechen und zusammen beten, und das war für Beide wohlthuend.

Denn wenn man sich in der Freude schon nach einem Herzen sehnt, dem man sich mittheilen kann,

wie viel mehr sehnt man sich darnach, wenn man Kummer hat und unglücklich ist, und für Georgiana war es ein so neues, ein so wohlthuendes Gefühl, an dem Herzen einer Mutter zu weinen, daß sie sich fast glücklich fühlte.

Die Criminalrätthin hatte noch mehr zu tragen, als Frau von Veierfeld; sie hatte die Angst um den Sohn und die Sorge für Clotilde, wenn der Kampf schlimm ausfiel. Und zudem war sie so wenig darauf vorbereitet, daß es der ganzen Besonnenheit und liebenden Zärtlichkeit ihres Gatten bedurfte, um ihren Muth aufrecht zu erhalten.

Er verließ seine Familie auch nicht eine Minute, denn an Geschäfte war für den Augenblick nicht zu denken. Er sprach seine Sorgen und Bekümmernisse hinsichtlich seines Sohnes und Maryens aus, und forderte dadurch die Seinigen gewissermaßen zu Mittheilungen auf und erleichterte ihre Herzen.

Mit Einem Worte, er hatte sich nie so als treuer Gatte und sorgender Vater gezeigt, als in den Stunden dieser Noth, und seine Frau hatte nie so tief empfunden, welch ein Kleinod sie an ihm besaß, und sollte das Schreckliche wahr werden, was sie kaum zu denken wagte, sollte Gott vielleicht ihren Sohn fordern oder Mary, wie mußte sie da nicht froh sein, einen solchen Mann zu besitzen.

Die Zeit verstrich langsam und bleiern; alle Nachrichten, die sie von ihren Lieben erhielten, waren unvollkommen oder widerstreitend und auch die von dem allgemeinen Stand der Dinge stets ungleich, manchmal fürchterlich übertrieben, so daß es gar keine Ueberraschung war, als man hörte, der König gehe zu Fuße durch die Straßen mit Schwarz, Roth und Gold angethan, denn nichts war neu, nichts unglaublich in jenen Tagen.

Niemand hatte den Muth, mit fester Hand die Zügel zu fassen, und wer darnach griff, dem wurden sie schnell durch einen Andern wieder entriffen. Man hatte ruhig mit angehört, wie ein Ministerium fiel, um einem andern Platz zu machen und wie auch dieses bekannte, daß es ohnmächtig sei und nichts nützen könne. Keiner der Beamten wußte eigentlich, ob er arbeiten sollte und was es zu thun gäbe, und in den Privatverhältnissen herrschte eben solche Verwirrung.

Wer Nichts hatte, hoffte reich zu werden, und wer reich war, glaubte schon Alles verloren zu haben; wer kein gutes Gewissen hatte, meinte, die Stunde der Vergeltung sei da, der gnädige Gott, an den er geglaubt, sei nicht mehr, und es gebe nur einen Richter, der jetzt schon anfangt, sein Richteramt zu üben, und wer nun vollends seine Lieben in dem Tumult oder unter den Kämpfenden wußte, dessen Angst kannte keine Grenzen und steigerte sich mit jeder fliehenden Minute.

Niemand aber war wohl in einem entsetzlicheren Zustande, als Frau von Beierfeld. Wenn ihr Gatte auf Erkundigungen ausgegangen war, lief sie ihm entgegen und ließ sich weder durch seine lakonischen Antworten, noch durch seine Kälte schrecken, die verschiedensten Fragen an ihn zu thun, deren Beantwortung aber nur dazu diente, sie noch mehr zu beängstigen und zu verwirren, und es blieb ihr nichts übrig, als sich in Geduld zu fassen; sie, die Geduld stets Andern predigte, aber sie selbst so wenig kannte, sollte jetzt erfahren, wie schwer es ist, sie zu üben.

Doch, der Zwang war dahinter, kein Mensch konnte ihr helfen. Sie war auch ruhig und nahm es als eine gerechte Strafe Gottes für ihre Härte und Unmenschlichkeit.

VII.

Am vierten Tage, als man immer noch nichts von den beiden Jünglingen gehört, litt es den Criminalrath nicht mehr zu Hause.

Er wäre gern schon eher gegangen, um Erkundigungen einzuziehen, doch wußte er nicht, wohin er seine Schritte lenken sollte, denn überall wurde man durch das Militair, Barricaden und Fliehende aufgehalten, und er hoffte von Stunde zu Stunde einen oder den andern zu Hause zu sehen oder wenigstens sichere Nachrichten zu erlangen. Da sie aber immer noch ausblieben, so konnte er es nicht länger mit ansehen und ging zuerst zu Maxens Eltern. Die beiden befreundeten Familien hatten täglich mehrmals zu einander geschickt, sich Mittheilungen gemacht und Fragen an einander gerichtet, aber die einen wußten in der Regel nicht mehr als die andern, und auch heute erfuhr der Criminal-

rath nichts bei ihnen und ging daher so schnell als möglich weiter.

Er hätte seine Augen schließen mögen, um nicht die Verheerungen und Gräuelt auf der Straße zu sehen, die ihm fast das Herz brachen.

Er öffnete sie aber nur um so weiter und spähte, um eine Spur von seinem Kinde zu entdecken. Er sollte durch den Anblick von Todten und Verwundeten, auf die er überall stieß, gestählt werden für den Eindruck, der bald seiner wartete.

Eben bog er nach langem Hin- und Herlaufen um die Ecke der neuen Rossstraße, als er einer Bahre entgegentrat, die mit einem Frauenmantel bedeckt war, und auf der entweder ein Schwerverwundeter oder ein Todter lag. Die Träger, meistens Studenten, denen man ansah, daß sie hart im Kampfe gewesen waren, hatten, da es hier ruhiger war, die Bahre niedergesetzt, denn sie schienen sehr erschöpft.

Das Auge des Criminalraths musterte rasch die Gesichter, ob er keinen Bekannten darunter fände, und glücklicher Weise erkannte er unter ihnen den Sohn eines Ministerialsecrétaires, der mit Georg befreundet war. Er fragte sogleich nach seinem Sohne, und der junge Mann trat auf ihn zu und sagte leise und bes

„Er ist schwer verwundet, ich werde ihn Ihnen zeigen.“

Der junge Mann konnte nur mit der größten Anstrengung gehen. Ein kalter Schauer lief dem Criminalrath durch die Glieder, denn eine Ahnung sagte ihm, daß sein Sohn hier auf der Bahre sei.

Aber er wollte Gewißheit haben und nicht feig zurückbeben, und wartete daher nicht, bis der andere das Gesicht enthüllte, welches der Mantel bedeckte, sondern zog denselben rasch weg, erkannte aber kaum die mädchenhaften, weichen Züge seines Sohnes in dem wilden, verzerrten, von Pulverdampf und Staub geschwärzten Gesicht wieder.

Eine Schmarre, an der das Blut getrocknet und fest geworden war, theilte die Stien, und der Hieb hatte ein Auge mit herausgerissen und in der linken Brust saß ihm eine Kugel. Die Kleider waren ganz von Blut durchnäßt gewesen, jetzt aber wieder getrocknet.

Es war ein entsetzlicher Anblick für den armen Vater, seinen Sohn, an Jahren fast noch ein Kind, so wiederzusehen. Seine Glieder waren steif und kalt, und bewiesen, daß er nicht erst jetzt verschieden war. Der Vater lehnte sich, von Schmerz überwältigt, einen Augenblick an die Mauer; die Sinne schwanden ihm, doch mit übermenschlicher Kraft raffte er seine Lebensgeister zusammen.

Er dachte an die Seinigen zu Hause, die ja allen Trost von ihm erwarteten, er durfte keiner Schwäche Raum geben. Mit schlotternden Knien und bebenden Schritten trat er an die Bahre heran und sagte:

„Meine Herren, wenn Sie können, so wollen wir eilen.“

Ein mitleidiges Lächeln flog über die Gesichter der Träger. Sie glaubten, der arme Vater hoffe, der Jüngling werde wieder erwachen, indeß folgten sie ihm schweigend. Der Freund seines Sohnes sagte nach einer qualvollen Pause zu ihm:

„Es hat mich unendlich geschmerzt, daß es mir nicht eher möglich war, den Verewigten aus dem Gestrümmel zu schaffen und Ihnen eher Gewisheit über sein Schicksal zu geben. Er hat wie ein Löwe gekämpft; ich sah ihn fallen, hatte ihm auch versprochen, Ihnen Nachricht zu geben, wurde aber bald von ihm durch den Kampf entfernt und erst jetzt war es mir möglich, ihn unter Verwundeten, Leichen und den Trümmern einer Baticade hervorzu ziehen und meine Freunde, die sich nicht so weit vom Kampfplatz entfernen wollten, zu bewegen, ihm diesen letzten Liebesdienst zu erzeigen, denn keiner wollte von der Stelle weichen, und Träger für Geld konnte man nicht bekommen.“

Der Vater drückte ihm schweigend die Hand. Nach einer Pause fragte er nach Max, doch den hatte

Niemand gesehen; jedenfalls hatte er auf einer andern Seite gekämpft.

So waren sie in die Nähe der Wohnung des Criminalraths gekommen, und der unglückliche Mann ging voraus, wenn man ein Dahinschleppen Gehen nennen kann, um die Seinigen auf das Entsetzliche vorzubereiten, was ihrer wartete.

Seine Frau stürzte ihm entgegen; sie hatte vom Fenster aus gesehen, welche Veränderung mit ihm vorgegangen war, und fürchtete das Schlimmste.

„Josephine,“ sagte er, „fasse Dich. Georg ist schwer verwundet, sein Anblick könnte geeignet sein, das Mutterherz zu brechen und es ist wenig Hoffnung, daß er gerettet werden kann, ja, es ist möglich, daß er schon unterwegs gestorben ist. Er wird gleich hier sein.“

Mehe konnte er nicht sagen. Er eilte wieder zur Thür hinaus und wollte ihn in seinen Armen herauftragen, aber die Kräfte versagten ihm, und er mußte es den Herren und seinen Dienern überlassen. Er bat sie, sich durch einige Schlucke alten Weins zu stärken, und wenn Alles vorüber und ruhig sei, seinen Sohn auf dem letzten Gange zu begleiten, was sie ihm auch versprochen.

Als sie fort waren, kehrte er in das Zimmer zurück, in welches man ihn geschafft hatte. Er hatte sich gewünscht, Zeuge des ersten Ausbruchs des Schmerzes

zu sein, aber seine Frau war ruhiger als er gedacht. Sie hatte das Haupt ihres Kindes auf ihrem Schooße und wusch ihm die Wunden im Gesicht und in der Brust, und suchte die blutigen Kleider zu entfernen. Auguste war ihr dabei behülflich.

Kein Schrei entfuhr der Mutter, wenn sie eine neue Wunde entdeckte und an die Schmerzen dachte, unter denen ihr Liebling verschieden war.

Clotilde hatte sich in eine Ecke gekauert und das Gesicht verhüllt, sie konnte den entsetzlichen Anblick nicht ertragen; dazu kam noch, daß sie fürchtete, jeden Augenblick ihren Max eben so oder noch entstellter zu sehen. Sie zitterte wie Espenlaub, sobald sich etwas auf dem Corridor regte, und ihre kleinern Geschwister krochen weinend in ihre Nähe. Sie schienen nicht recht zu begreifen, was eigentlich in den letzten Tagen vorgegangen war. Ihrer Mutter wagten sie sich nicht zu nähern, weil sie sich mit dem Todten beschäftigte, vor dem sie sich fürchteten.

Als endlich das traurige Geschäft beendet, der junge Held von Blut und Schmutz befreit und in reine Wäsche gekleidet war, ließ ihn der Vater in ein Zimmer im Erdgeschoß schaffen.

Er bat die Mutter, ihn zu verlassen und nun an sich zu denken, aber jetzt brach ihr Schmerz in seiner ganzen Größe hervor. Sie wollte sich nicht von ihrem

Kinde trennen und wagte sogar in wahnsinnigen Momenten zu hoffen, daß er wieder erwachen könne.

Nun kamen die eigentlichen Stunden der Prüfung für den armen Vater.

Er, der selbst des Trostes so sehr bedurfte, mußte Alles aufbieten, um seine Gattin zu trösten und seine Tochter zu beruhigen; aber weder die Tröstungen der Religion, noch die Versicherungen der innigsten Liebe, noch die Vorstellungen, daß in diesen Tagen des Schreckens sie nicht die Einzigen wären, die so geprüft worden, und daß in mancher Familie der Tod vielleicht noch viel schrecklicher gewüthet, halfen ihm etwas.

Josephine, die im Schooße des Glücks groß gezogen und sich auch in ihrem späteren Leben desselben stets zu erfreuen gehabt, die noch keinen Todesfall gehabt, wenigstens der sie so nahe berührt hätte, als den ihres alten Vaters und ihrer Schwiegereltern, die ein so hohes Alter erreicht hatten, mußte den Tod jetzt in einer so schrecklichen Gestalt in ihr Haus einziehen sehen, um das Liebste, was sie besaß, einen hoffnungsvollen Sohn, in der Blüthe der Jahre zu fordern.

Das war zu viel für die Arme. Sie rang mit dem Schmerze, bis sie unterlag, bis ein bössartiges Nervenfieber auch sie auf das Lager warf und die Blicke ihrer Angehörigen von Dem ablenkte, was man verloren

hatte und auf Das richtete, was man noch verlieren konnte.

Frau von Weierfeld kam mit Georgiana, um sie zu besuchen und Georg noch einmal zu sehen, aber sie kannte keine von beiden mehr und sah in ihren wilden Phantasieen nur Blut und Leichen und ihren Mann und ihre andern Kinder mitten darunter. Von der schrecklichen Wirklichkeit, dem Tage des Begräbnißes, in der Regel der entsetzlichste in einem Trauerhause, wußte sie nichts mehr.

Der Anblick war ihr erspart, die letzten Reste ihres geliebten Kindes fortschaffen zu sehen, und es geschah auch ganz in der Stille.

Wir wollen mit ihr Gott dafür danken, denn wenn eine Mutter sieht, wie man den Sarg ihres Kindes fortträgt, dann ist ihr zu Muth, als risse man ihr das Herz heraus, schleppe es fort und lasse ihr nur die blutende, schmerzende Stelle.

Georgiana hatte seine zerschlagene Stirn mit einem Lorbeerkränze geschmückt und der Vater ihm sein Auge zugebrückt. Einige von den Studenten, die an seiner Seite gefochten, hatten sich eingefunden und folgten seinem Sarge, nebst dem Geheimrath, seinem Vater und einigen Bekannten nach dem Friedhofe.

Sie hatten es verschmäht, ihn dem großen Leichenzuge beizugeben, von dem die Zeitungen genug erzählt

haben; denn mußte dieses Schaugepränge nicht ihren Schmerz noch vergrößern? Er lag schmucklos in seiner Sarge, aber ganz auf und unter Blumen gebettet, da er ja kaum neunzehn Jahr, noch kein Früchte tragender Baum, sondern eine kaum aufgebrochene Knospe war.

Als die Leiche fort war und die Leidtragenden zurückgekehrt, war es im ganzen Hause ausgestorben, wie in einem großen Sarge.

Aller Aufmerksamkeit und Sorgfalt wendete sich jetzt nach dem Krankenzimmer der Mutter, an deren Bett der Vater und Clotilde saßen, und letztere ward nur dann und wann durch Augusten abgelöst, welche kam, wenn ihr die Sorge für die Wittthschaft oder für die Kinder eine freie Stunde ließ.

Heute war Georgiana dageblieben, um die erste Nacht mit ihr zu wachen und die beiden Mädchen hatten sich einen Augenblick auf Clotildens Zimmer geflüchtet, um ihren Thränen freieren Lauf lassen zu können, als sie durch ein leises Klopfen an die Thür erschreckt in die Höhe fuhren.

Clotilde, welche glaubte, es sei ihre eilfjährige Schwester Valerie, ging hin, um zu öffnen, aber sie ließ einen furchtbaren Schrei aus, als sie sah, daß es Max war.

Er sah so bleich aus, als käme er aus dem Grabe

und winkte ihr zu schweigen, trat aber geräuschlos ein und schloß sie in seine Arme. Auch Georgiana stürzte ihrem Bruder um den Hals, und beide Mädchen sprachen wie aus Einem Munde ein inniges:

„Gott sei Dank, daß Du noch lebst!“

Er sagte ihnen, daß er nur auf einen Augenblick käme, um Abschied zu nehmen, denn noch diese Nacht würde er im Auftrage der republikanischen Partei nach Posen abreisen und von da nach Ungarn und Oesterreich, wohin ihn wichtige Geschäfte riefen.

„Denn dort,“ sagte er, „giebt es viel zu thun; aber hier ist mein Tagewerk vollbracht. Ich habe von der ersten bis zur letzten Stunde mitgekämpft, aber der Tod hat mich als Beute verschmäht. Ich bin nur einige Mal leicht verwundet worden. Ich war nicht reif für seine Sichel und doch bin ich ein alter Veteran in dem Regiment für die Sache der Freiheit.“

„Er wählte,“ setzte er leise und düster hinzu und Thränen drangen aus seinen Augen, „lieber einen Neuling, den lebensfrohen, blühenden und hoffnungsvollen Georg, der die Sache fast als ein Kinderspiel betrachtete. Ach, es wäre auch zu schön gewesen, da für die Interessen der Freiheit zu fallen, wo wir als Sieger aus dem Kampfe hervorgingen. Doch es bleibt noch viel zu wirken übrig und ich muß fort. Georgs Tod fordert Rache und ich werde nicht eher ruhen, bis das

Banner der Freiheit über ganz Deutschland flattert. Ich werde alle Kräfte, Gut und Blut daran setzen, die Rechte der geknechteten Menschheit dem Staube zu entreißen, und wenn wir wieder das Frühjahr sehen, wenn wieder der Mai kommt, dann hoffe ich, daß die Wogen der Revolution zurückgerollt sind über die Grenzen meines herrlichen Deutschland, daß es dann in Frieden und Schönheit prangt, wie die Natur, und Blutvergießen und Meinungsverschiedenheit hinter ihm liegt, und dann hoffe ich auch zurückzukehren zu meiner Liebe und die Früchte jahrelanger Mühen zu genießen.“

Er schloß Clotilden fester in seine Arme und sprach dann weiter:

„Sollte es Gott aber anders beschlossen haben, sollte mein Vaterland sich seiner Knechtschaft nicht entreißen können oder ich den Tag seines Glanzes nicht sehen, dann noch ein Lebewohl! Droben sehen wir uns wieder.“

Er küßte beide Mädchen noch einmal und wollte davon eilen. Georgiana hielt ihn zurück und bat ihn, daß er erst noch einmal mit ihr nach Hause gehe und seiner Eltern Angst mildere, aber er antwortete düster:

„Grüße den Vater. Ich kann nicht hingehen, ich bin durch den Fluch meiner Mutter gesei.“

Und so stürzte er fort, ehe man ihn zurückhalten konnte.

Georgiana schrieb sogleich ein Billet an ihre Eltern und benachrichtigte sie, daß Max lebe, gesund sei und nur bringende Geschäfte ihn abgehalten hätten, sie vor seiner Abreise noch einmal zu sehen.

Sie war froh, die Angst von ihrem Herzen nehmen und ihnen vielleicht einmal eine ruhige Nacht bereiten zu können, und Clotilde ging zu ihrem Vater, um ihm die frohe Kunde zu bringen, daß wenigstens Max noch am Leben sei.

Wenn nun auch ein bitterer Schmerz in dem Herzen des Vaters wühlte, daß ein Anderer lebte, während sein Sohn sterben mußte, so suchte er ihn zu bekämpfen und war um Clotildens willen froh, denn er ahnete wohl, daß ihre Liebe mit ihrem Leben verwachsen sei und daß sein Tod den ihrigen nach sich ziehen würde.

Als er das erste bittere Gefühl überwunden hatte, faltete er seine Hände zu einem innigen Dankgebet und sandte selbst den Diener mit dem Billet an Maxens Eltern fort.

So waren drei Wochen vergangen und in Berlin die Ruhe und Ordnung wiederhergestellt. Die Männer gingen an ihre Geschäfte, und auch der Criminalrath mußte, ob schon mit schwerem Herzen, wieder in seine Function eintreten. Sein Hauswesen wußte er jedoch versorgt und seine Kinder vermißten die Mutter nicht, denn Auguste ersetzte sowohl in dem ersten

als bei den letzteren Josephinens Stelle; namentlich der Kinder nahm sie sich mit unermüdblicher Sorgfalt an und suchte ihre Kengstlichkeit zu beschwichtigen und sie zu beruhigen, damit ihr Frieden nicht gestört würde und die Mutter Freude an ihnen hätte, wenn sie wieder genesen; aber Auguste selbst war noch stiller als gewöhnlich, und bleich und abgemagert.

Gleich einem Schatten glitt sie geräuschlos umher, der Gram über den Tod Georgs und die Sorge um ihren Liebling nagte an ihrem Leben, und der Criminalrath betrachtete sie nicht ohne Sorge und Wehmuth. Auch seine Frau schwebte zwischen Leben und Tod, und der Arzt hatte sie aufgegeben.

Clotilde war die treue Wärterin ihrer Mutter, ging nicht von ihrem Bette und hoffte mit jedem Tage auf Besserung. Wenn sie so dasaß und in die bleichen Züge der Kranken schauete, dachte sie oft darüber nach, wie viel solcher Leidenden die Ereignisse der letzten Zeit geschaffen und in wie vielen Familien noch alte Wunden bluteten oder neue immer noch in Folge derselben geschlagen worden waren. Sie fühlte, daß sie nicht die Unglücklichste war, wenn ihr Gott ihre Mutter wiederschenkte und auch ihr Mar wohlbehalten davon gekommen war, aber sie zitterte stets für ihn, dachte immer an ihn und war in vieler Hinsicht froh, durch die Krankheit ihrer Mutter an das Zimmer gefesselt

zu sein und ungestört ihren Gedanken nachhängen zu können.

Georgs Tod war der erste Gifftropfen, der in den Kelch ihrer Jugendblüthe fiel und sie welken ließ. Ach, wie viel hatte sie zu sorgen und zu wünschen! Wie viel hoffte und fürchtete sie!

So saß sie an einem heitern, schönen Tage gegen das Ende des Monats April wieder an dem Bette der Mutter.

Ein Gewitter am Abend zuvor hatte die Atmosphäre abgekühlt, und auch die Luft im Krankenzimmer war nicht mehr so schwül; die schien auch die Kranke zu fühlen, denn sie athmete weit leichter.

Die Fenster waren ein wenig geöffnet, und einzelne Sonnenstrahlen stahlen sich durch die grüneisenen Gardinen und warfen Streiflichter auf den Teppich des Fußbodens oder auf das Bett.

Die Kranke, welche mit offenen Augen da lag, deren Gesicht aber so bleich war, wie die schneeigen Ueberzüge des Bettes, schien es zu bemerken und lächelte, wie auch ein Kind thut, wenn es das Spielen der Sonnenstrahlen beobachtet.

Clotilde betrachtete sie mit inniger Freude; es war ein Beweis, daß das Delirium sie verlassen hatte und die Bestimmung bald zurückkehren würde, daß sie wahr-

nahm, was um sie her vorging, ob schon sie noch nicht im Stande war, einen Gedanken festzuhalten.

Oft hatte Clotilde sich gefragt, ob wohl die Krankheit ihr die Erinnerung an die letzten grauenvollen Ereignisse geraubt, oder ob sie sich deren bewußt war, und sie zitterte vor der Beantwortung von Fragen über diesen Gegenstand.

Sie sollte darüber nicht lange mehr in Ungewißheit bleiben. Die Gedanken der Kranken ordneten sich immer mehr und nach einer Pause fragte sie:

„Ist denn Georg wirklich gestorben oder war es nur ein schwerer Traum?“

Clotilden blieb das Herz still stehen, sie wußte nicht, was sie antworten sollte. So schnell und so direct hatte sie die Frage nicht erwartet und war nicht darauf vorbereitet.

Sie hatte nicht den Muth, die Wahrheit zu sagen, sie zu verhehlen getraute sie sich auch nicht, besonders da ihre Mutter eine Anstrengung machte, sich aufzurichten und sie scharf ansah.

Sie antwortete daher:

„Hat Dir geträumt, Georg wäre gestorben? Erzähle mir doch den Traum.“

Sie hoffte, unterdessen werde der Arzt oder ihr Vater eintreten und sie der Antwort überhoben sein.

„Ja,“ entgegnete die Mutter, „es hat mir immer geträumt, er sei im Himmel und winke mir, zu ihm zu kommen; aber da sind die andern Kinder und halten mich zurück und ich weiß nicht, welchem Rufe ich folgen soll.“

Clotilde sagte leise:

„Ja, Mutter, Georg ist im Himmel und Du selbst mußt bei uns bleiben, bis wir Alle zusammen gehen, oder ich gehe Dir vielleicht auch noch voraus.“

Es war wieder still und die Mutter schloß die Augen, auf einmal öffnete sie dieselben wieder und fragte:

„Ist Mar auch todt?“

„Nein, Gott sei Dank, er lebt und ist gesund,“ war Clotildens Antwort.

„Nun, dann wirst Du auch nicht sterben,“ sagte die Mutter.

Und von dieser Stunde an behielt die Kranke ihren Verstand. Sie war ruhig und ergeben, und erholte sich wieder, wenn auch langsam, sah täglich ihre Kinder und erfreute sich derselben, und Niemand war glücklicher darüber, als ihr Gatte. Anfang September war sie wieder ganz hergestellt und gab den fortwährenden Bitten ihrer Schwester nach, sie in ihrem schönen Dresden zu besuchen und sich dort vollends zu erholen.

Marianne war durch den Tod Georgs sehr schmerz-
lich bewegt und hatte viele Angst um ihre geliebte
Schwester ausgestanden. Sie wäre gern wieder zu ihr
geilt, aber sie konnte den Widerwillen, den ihr Berlin
in jenen Schreckenstagen eingeflößt, nicht überwinden,
und so verzehrte sie sich lieber in unaussprechlicher Seh-
sucht, als daß sie sich auf den Weg gemacht hätte.
Sobald sie aber die Nachricht von der Genesung der
Schwester bekam, quälte sie sie unablässig, die Reise
zu ihrer Erholung zu machen und versprach Ausflüge
nach den herrlichsten Punkten der Umgegend.

Sie selbst besaß einen Weinberg in Dresdens
nächster Nähe, da wollten sie wohnen und den Herbst
genießen, und sie machte es ihr so plausibel, daß So-
sephine sich endlich entschloß, ihr Haus zu verlassen, was
sie so ungern that und sich auf einige Zeit von ihren
Kindern zu trennen. Sie konnte ja auch mit ruhigem
Herzen gehen, da Auguste bei ihnen zurückblieb.

Ihr Gatte begleitete sie und Clotilde auch, welche
noch in Dresden bleiben sollte, wenn die Mutter zu-
rückkehrte. Denn ihre Gesundheit war sehr angegrif-
fen, weil sie sich grämte um Mar.

Dieser war bei der preussischen Regierung als der
thätigste Agent der demokratischen Partei angeschrieben,
er war in Posen und Polen gewesen und gegenwärtig

in Oesterreich. Die Nachrichten von ihm liefen nur spärlich ein und dienten nicht dazu, seine Freunde zu beruhigen, und Clotilde sah voraus, daß er, sobald wieder ein Kampf stattfände, sich in denselben stürzen würde.

Neben der Liebe lebte in ihrem Herzen jetzt noch die Bewunderung für den Helden, die Ueberzeugung, daß er ein großer Geist und ein Mann im wahren Sinne des Wortes sei; und auf welches Mädchenherz hat wohl je diese Ueberzeugung ihre Wirkung verfehlt? Sie liebte ihn immer heißer, immer glühender, aber auch immer hoffnungsloser.

Die Eltern hofften, daß andere Luft und andere Umgebungen wohlthuend auf sie wirken würden, besonders erwarteten sie viel von der herrlichen Gegend, in welcher Dresden liegt, da sie eine so große Empfänglichkeit für die Schönheiten der Natur zeigte; auch glaubten sie, daß eine kurze Trennung von Maxens Familie nichts schaden könne, da sie Alle so leidend sah und sie sie immer an Das erinnerten, was ihr vielleicht bevorstand, eine Trennung von ihm auf die eine oder andere Weise.

Man machte sich daher bei dem herrlichsten Wetter per Dampf auf den Weg nach Dresden. Clotildens Abschied von Georgianen war sehr rührend. Sie

konnten sich gar nicht von einander losreißen und fragten einander beim Scheiden:

„Werden wir uns glücklicher wiedersehen?“

Die Beantwortung dieser Frage mußten sie natürlich dem Schicksal überlassen.

VIII.

Am Bahnhofe zu Dresden erwartete unsere Reisenden die Equipage des Bankier Victor Arnstadt, und in derselben saß Marie und wollte ihre Verwandten abholen. Sie hatte den Augenblick nicht erwarten können, der sie ihnen in die Arme führen sollte und es daher vorgezogen, mitzufahren.

Nachdem die ersten Begrüßungen vorüber waren, fuhr man längs der Elbe hin nach des Königs Weinberg zu, in dessen Nähe die Besitzung von Mariens Mutter lag, so reizend, daß selbst ein König sie hätte darum beneiden können.

Die Villa lag am Fuße eines Berges auf dem rechten Elbufer, von einem herrlichen Garten umgeben, die Fenster der Vorderfronte boten die Aussicht auf den Fluß und das jenseitige Ufer. Zwischen dem

Hause und der Elbe lief die Straße hin, und das Haus war durch ein Gitter von starken Eisenstäben mit Goldspitzen davon getrennt, so daß man freie Aussicht auf dieselbe, eben so wie auf das Wasser hatte und Beides bot ein immer reiches, lebendiges Bild.

Der Garten war nicht zu groß, doch waren die Anlagen mannichfach und besonders viel alte herrliche Bäume darin, die so ehrwürdig waren, wie die grauen Thürme Dresdens, welche man in der Ferne sah.

Der Fuß des Berges war mit Kirschen bepflanzt, und weiter hinauf gingen die Weinpflanzungen an. Oben auf dem Gipfel, von dem man die Aussicht in die weiteste Ferne hatte, stand ein kleiner Pavillon, der eben so zierlich als elegant war und dessen Zimmer an allen vier Seiten ein Fenster, sowie auch die Aussicht nach allen vier Himmelsgegenden hatte.

Von der Hinterseite des Berges führte ein Weg hinunter nach einem kleinen Wäldchen, das auch noch zu der Besingung gehörte und in welchem zahllose Nachtigallen wohnten.

Das Haus selbst war größer und geräumiger, als die Landhäuser in der Regel sind, und bot, wenn auch schon einige Besucher da waren, doch noch alle Bequemlichkeiten dar. Es hatte einen geräumigen, sehr hübschen Speisesaal im Erdgeschoß und mehrere Zimmer

daran, und oben waren die Wohn- und Schlafzimmer der Bewohner und auch noch einige für Gäste.

Man hatte hier alle Annehmlichkeiten eines herrlichen Sommerlogis, ohne die Unbequemlichkeiten desselben.

Als der Wagen an dem Thore hielt, sprang Marie schleunigst heraus, um ihre Mutter zu holen. Diese kam aber schon herausgestürzt und schloß ihre Schwester mit einer Wärme in ihre Arme, die ganz ungewöhnlich bei ihr war und ihre Theilnahme deutlich bekundet haben würde, wenn wirklich ein Thränenstrom, in welchen beide Schwestern ausbrachen, sie nicht verrathen hätte.

Ihr folgte ihr Sohn Victor, der seine Verwandten seit dem Tode seines Vaters und seit seiner Verheirathung nicht gesehen hatte, mit seiner kleinen hübschen Frau am Arme und begrüßte sie eben so warm. —

Nachdem er ihnen seine Frau, Adele, vorgestellt, lud die Mutter zum Eintritt in das Haus ein, Marie besorgte das Abpacken des Wagens und wir haben in dessen Zeit, die junge Frau zu betrachten.

Adele war eine jener gefälligen Frauengestalten, die, ohne klein zu sein, immer niedlich aussehen; die, ohne mager zu sein, doch zart und anmuthig sind; die die Hand und den Fuß eines Kindes und die Taille

eines Püppchens haben und dabei voll und rund sind. —

Sie hatte sehr starkes kastanienbraunes Haar, was den ganzen Kopf bedeckte und, in reiche Wellen gescheytelt, das halbe Gesicht beschattete. Wie es gewöhnlich bei Frauen mit außerordentlichem Haarwuchs der Fall ist, war das Gesicht sehr bleich, die Nase klein und ganz spiz, auch der Mund klein und voll; die Augen, lebhaft und freundlich und voller Schwärmerei, hatten keine bestimmte Farbe. Sie waren nicht dunkel, nicht blau; auch konnte man nicht sagen, daß sie grau waren; so wie man einen steten Wechsel in ihren Bewegungen und in ihren Zügen wahrnahm, so war es auch in den Augen.

Sie war hübsch, sehr hübsch, und hatte namentlich für einen Mann gewiß etwas Verführerisches, und man konnte daher ihrem Gatten nicht verdenken, daß er immer noch unendlich in sie verliebt war. Er ließ sie sich puzen, so viel sie es immer wünschte, versagte ihr kein Vergnügen, ließ keine Laune unbefriedigt und erwies ihr noch alle Aufmerksamkeiten eines Liebhabers, zum großen Verdruß seiner Mutter, die überhaupt mit dieser ganzen Heirath nicht zufrieden war und sich später ihrer Schwiegertochter immer mehr entfremdete, trotzdem, daß dieselbe sanft und gut gegen sie war, sich nie aus der Fassung bringen ließ und unbefangen blieb,

wenn die Mama sie auch mit strengen Blicken maß. —

Sie hatten einen lieblichen Knaben, einen wahren Engel, dem sie die größte Zärtlichkeit widmete, mit dem sie auch gleich einer Puppe spielte, aber schon der Mutter wegen war ihm die Großmutter nicht sehr zugezogen und erfreute sich nur an ihm, wenn er allein bei ihr war.

Udele war sehr lebhaft und gesprächig, und blieb nicht immer streng bei der Wahrheit, hatte Alles gelernt, was möglich war, Alles gelesen, was es nur immer gab, Alles gesehen, was man nur schön nennen konnte und kam nie in Verlegenheit, wenn ihr auch Jemand schärfer auf den Zahn fühlte. Wenn sie sich nicht mehr herauslügen konnte, hatte sie gewiß eine Schelmerei oder einen Schwank oder einen Scherz in Bereitschaft und lachte dann den strengen Examinator noch dazu aus. Sie spielte Clavier und sang, und im Tanze schien sie Terpsichore selbst zu sein.

So lieblich nun auch ihre Erscheinung war und so viel Glück sie in der großen Welt auch machte, so wenig paßte sie in den Kreis unserer Freunde.

Sie saß neben Marien mit ihrer antiken Schönheit, und Clotilden, der verkörperten Poesie, wie hingeschneit; gleichwohl ließ sie sich nicht aus der Fassung bringen und war in der besten Laune.

Sie sah, daß die Blicke des Criminalraths mit Wohlgefallen auf ihr ruheten, nahm demzufolge das größte Tranchirmesser zur Hand, das sie besaß, und selbst Münchhausen hätte von ihr lernen können. Ihrer Schwiegermutter war sie nie so unerträglich und ihrem Gemahl nie so liebenswürdig vorgekommen.

Endlich ward das Abendbrot aufgetragen, und als es vorüber war, fuhren Victor und seine Gattin mit ihrem Kinde nach ihrer Wohnung in der Stadt.

Nun erst athmete Marie auf und es schien ihr ein Stein vom Herzen genommen zu sein. Sie forderte ihre Geschwister auf, sich's bequem zu machen und war als Wirthin recht liebenswürdig.

Marie und Clotilde gingen hinaus in den Garten, um noch einen Spaziergang zu machen; sie hatten sich sehr viel mitzuthellen.

Marie fühlte sich durch den Tod ihres Betters mehr angegriffen, als man wohl eigentlich bei ihrer starken Seele hätte erwarten sollen, besonders da sie ihn um seinen Heldentod, wie sie es nannte, beneidete.

Die Nachrichten über Max hörte sie mit dem gespanntesten Interesse an, ihre Augen leuchteten und ihre Wangen färbten sich dunkler, was auch Clotilden nicht entging. Die Mädchen waren, im Gespräch und ohne es selbst zu wissen, auf den Berg gekommen und traten in den Pavillon.

Jede trat an ein Fenster, betrachtete die Gegend und hing ihren eigenen Gedanken nach, das Gespräch war verstummt und nur das Gefühl in Anspruch genommen.

Die Abendsonne sendete ihre letzten Strahlen herab auf die Erde und vergoldete die Thürme Dresdens. —

Auf der Straße war es still und auch auf dem Wasser. Es herrschte ein so heiliger Frieden überall, daß die Mädchen, von ihren Gefühlen überwältigt, einander in die Arme stürzten und bitterlich weinten.

Sie fühlten tief den Contrast, den die Natur und das blutige Treiben der Menschen bildeten.

Als sie wieder aufblickten, sahen sie in der Ferne die verschwimmenden Umrisse der Berge der sächsischen Schweiz, den Königstein und Lilienstein, welche gleich drohenden Riesen vor ihnen standen.

Aus dem Wäldchen hörte man den Schlag der Nachtigallen, die sich auch ihre Sympathieen mitzutheilen schienen oder sich in Klagen ergoffen. Vom Wasser herauf vernahm man Ruderschläge, die Töne einer Guitarre und den Klang von Männerstimmen; es kam eine Gondel von einer Luftfahrt zurück und die Schönheit des Abends ließ das Geschrei der Freude und der Lust in dem Rahne verstummen.

Die Gondelfahrer stimmten ein feierliches Abend-

lied an und einer derselben begleitete es mit seiner Gitarre.

Endlich kam das Dampfschiff und theilte mit raschen Schlägen die Wellen; es hatte sich etwas verspätet und schien durch größere Eile wieder einbringen zu wollen, was es versäumt.

Dazu trat der Mond heraus und übergoss mit seinem Silberlichte alle Gegenstände, so daß der Zauber ein noch weit größerer war und Clotilde sich nicht mehr halten konnte und ausrief:

„O, wer doch auf dieser herrlichen Welt leben und glücklich sein könnte! Ach, mein armer Georg, warum mußtest Du so früh sie verlassen!“

Maria war ganz still; nach einer Pause sagte sie:

„Clotilde, wer weiß, wer in Einem Jahre von uns noch dahingegangen ist! Max kämpft jetzt in Italien und wird es thun, wo es etwas zu kämpfen giebt, und ich glaube, keine von uns wird ihn überleben.“

Clotilde drückte Marien schweigend die Hand; sie antwortete nicht, aber sie wiederholte sich diese Worte wohl tausend Mal.

Also war es doch wahr, was sie geahnt, daß Maria ihren Max liebte und daß sie seinen Tod nicht überleben wollte! Ach, wer sollte ihn auch nicht lieben!

Und wie sie so dachte und dachte, ward die Ueberzeugung immer fester in ihr, daß ihn keine besitzen würde, sondern daß nur der Tod sein Theil an ihm hätte, möchte dies nun früher oder später geschehen. —

Die Nacht war völlig hereingebrochen, als die Mädchen wieder in das Haus traten, und da die Familie von der Reise ermüdet war, so begab man sich bald zur Ruhe.

Am andern Tage kam der Wagen Victors und holte sie nach der Stadt ab; sie wollten zu Mittag bei Victor speisen und die Sehenswürdigkeiten Dresdens in Augenschein nehmen.

Der Criminalrath wollte bald wieder abreisen, und da er viele Jahre nicht in Dresden gewesen war, gab es vieles Neue und Interessante für ihn. Seine Gemahlin hatte sich vorgenommen, erst gegen Weihnachten zurückzukehren, denn zu diesem Feste entfernt sich wohl keine Mutter gern von ihrem Hause, und gab sich alle Mühe, ihre Schwester zu überreden, sie wieder zu begleiten; aber diese hatte jetzt einen zu großen Widerwillen gegen Berlin und schlug es ein für alle Mal ab, bat aber dringend, doch Clotilden den Winter bei ihr zu lassen, damit es ihr hier wenigstens erträglich würde. —

In den Tagen, wo der Vater noch da war, folgte

eine Zerstreung der andern; man machte Ausflüge in die herrliche Gegend, ging und fuhr, das Theater wurde oft besucht, die Bildergallerie, das grüne Gewölbe, kurz, Alles, was Dresden Schönes darbietet, ward genossen und Clotilde war in steter Aufregung.

Zudem sah man noch Fremde, machte neue Bekanntschaften und sie konnte keine Minute an sich denken.

Alles war hier so schön und ihr so neu, daß sie weit heiterer war und in Folge dessen auch viel wohler aussah, und die Mutter, welche sie zwar gern um sich gehabt, verzichtete doch auf den Genuß, wenn es das Wohl ihres Kindes forderte und fügte sich dem Wunsche ihrer Schwester.

Auch als der Vater fort war, fehlte es nicht an Zerstreungen aller Art. Udele benutzte die Gelegenheit, unter dem Vorwande, für ihre Verwandten besorgt zu sein, allerlei Lustbarkeiten auf das Tapet zu bringen, und ihr Gemahl war stets bereit und froh, wenn es seine Mutter, die er zärtlich liebte und innig verehrte, nicht abschlug.

So verging die Zeit schnell und der Spätherbst nahte mit raschen Schritten, als auf einmal ein Brief aus Berlin kam und meldete, daß Auguste tödtlich krank und es wünschenswerth sei, daß Josephine zurückkehre.

Sie zweifelte keinen Augenblick, daß die Gefahr dringend sei, und reiste noch denselben Tag ab und Clotilde blieb allein bei ihrer Tante zurück.

Wie wir schon erwähnt, war Augustens Gesundheit seit Georgs Tode erschüttert und sie hatte vor Josephinens Abreise Alles gethan, munterer und kräftiger zu scheinen als sie eigentlich war, damit sich dieselbe nicht von der Reise abhalten lassen sollte.

Als der Criminalrath zurückkehrte, konnte sie sich nur stundenweise noch aufrecht erhalten und er machte ihr mehrere Male dringende Vorstellungen, nichts über ihre Kräfte zu thun.

Sie versprach es, aber verheimlichte ihm, daß nicht blos Mattigkeit und Abmagerung ihr Leiden sei, sondern daß sie schon mehrere Male Blut gebrochen hatte. Sie hatte es auch dem Arzte verschwiegen, und erst, als ein solcher Zufall in des Criminalraths Gegenwart kam, ward sie zu Bett geschafft und er ward ängstlich besorgt und schrieb seiner Gemahlin.

Auf sein Befragen gestand ihm das Mädchen, daß dies nicht das erste Mal sei, und der Arzt gab ihr nur noch eine kurze Frist. Indes kam Josephine zeitig genug, um der, die sie in ihrer Kindheit gepflegt und ihr ihr ganzes Leben geweiht hatte, die letzten Augenblicke zu erleichtern und ihr die Augen zuzudrücken.

Auguste hatte dem Tode schon längst als einem willkommenen Gaste entgegengesehen und bebte nicht davor zurück. Ein wiederholter Blutsturz endete schnell und leicht ihr Dasein. Sie ward aufrichtig betrauert und Josephine weinte ihr wie eine Mutter nach.

Die durch den Tod Augustens in dem Hauswesen der Criminalrätthin entstandene Lücke ward ihr sehr fühlbar und sie hätte gern Clotilde da gehabt; doch wenn sie bedachte, daß der Aufenthalt in Dresden für ihre Tochter zuträglicher sei, so ließ sie dieselbe gern dort. —

Clotilde sollte indessen daselbst auch nicht lange in Frieden bleiben, denn die Nachrichten von den Wiener Ereignissen, von denen die Berliner nur ein Vorspiel gewesen waren, trafen ihr Ohr wie Donnerschläge.*)

Marie begnügte sich nicht mit den gewöhnlichen Zeitungsnachrichten, sondern hatte ihren Bruder gebeten, durch Geschäftsfreunde genaue Erkundigungen über Max einzuziehen, und sie erfuhren, sobald die Postver-

*) Hier begehrt der Verfasser einen Verstoß gegen die Chronologie, wie auch deren einige gegen die Geographie und Topographie vorkommen. Der geneigte Leser wird sie dem Ausländer zu Gute halten.

bindung wieder hergestellt war, daß er als Offizier der Nationalgarde mit Löwenmuth gekämpft hatte, tödtlich verwundet vom Kampfsplaz getragen worden war und durch Zufall in das Haus einer befreundeten Familie gekommen sei, die ihn mit aller Sorgfalt pflege.

Deswegen sei aber seine Lage immer eine gefährliche, denn sobald die Regierung seinen Aufenthalt entdeckte, werde er als Hochverräther erschossen. Abgesehen davon nämlich, daß er in den Reihen der Kämpfer gefochten, kannte man ihn schon lange als den thätigsten Agenten der demokratischen Partei.

Die Mädchen brachten die Tage in Sorgen und Angst und die Nächte in Thränen zu, und vorüber war es mit der Freude an der schönen Natur oder der Lust an Vergnügungen und Zerstreuungen, und ihre Angst erreichte den höchsten Gipfel, als sie später immer noch keine besseren Nachrichten von ihm erhielten.

Nur Ein Weg zur Rettung blieb ihm — es war die Flucht; aber diesen wählte er gewiß erst dann, wenn es zu spät war, denn ohne die dringendste Noth verließ er Oesterreich gewiß nicht, davon waren seine Freunde überzeugt, weil er namentlich in Ungarn noch viel für die Sache seiner Partei zu wirken hoffte.

So schwebten sie stets zwischen Furcht und Hoffnung, und weder Abelens gute Laune und Munterkeit, weder des kleinen Victor Lärmen und Spielen, noch

die Weihnachtsarbeiten, die sie sonst immer so sehr beschäftigt hatten, waren im Stande, Clotilden zu zerstreuen. —

Sie fiel sichtlich zusammen, ward immer blässer und für ihre Tante ein Gegenstand der größten Sorge. Der Arzt ward ihretwegen zu Rathe gezogen, aber da sie über keinen Schmerz klagte, kein Fieber hatte und überhaupt nicht eingestand, daß sie unwohl sei, so zuckte er die Achseln, rieth ihr viel Bewegung in der freien Luft und allerhand Zerstreungen an, und die Tante trug ängstlich Sorge, daß ihre Eltern nichts von ihrem Zustande erführen, denn sie hoffte immer auf Besserung, sobald günstigere Nachrichten einträfen.

Sie kannte die Quelle ihres Leidens und wußte wohl, daß alles Andere nichts helfen würde.

Mit dem eintretenden Winter waren die Damen in die Stadt gezogen und wohnten in dem Hause des Banquiers, welches ziemlich groß war und in der Gegend der Schloßgasse stand. Das Parterre ward zu Geschäftslokalen benutzt, die erste Etage bewohnte ein liefländischer Baron, die zweite die Mama und in der dritten wohnte Victor mit seiner Gattin.

Die Lehrere, welche stets freundlich, herzlich und gefällig gegen Marien war, unterstützte diese auch in ihren Bemühungen, Clotilden aufzuheitern, die sie weder zu verstehen noch zu begreifen vermochte. Sie

brachte oder schickte ihr den kleinen Victor, forderte sie auf, mit ihr zu singen oder zu spielen, oder sie bei ihren Besuchen zu Bekannten zu begleiten und sie wurde auch dann keine Minute verdrießlich, als sie sah, daß alle ihre Anstrengungen vergebens waren.

Marie, die eine so große Herrschaft über sich besaß, daß sie nicht eine Spur von Sorge oder Schmerz verrieth, und so munter und lebhaft als gewöhnlich war, täuschte sogar Clotilden, denn auch diese würde geglaubt haben, sie hätte ihre Liebe überwunden, wenn nicht eine besondere Aufregung ihre Gefühle verrathen hätte. —

Im Geheimen gab sie sich alle Mühe, etwas zu erfahren, was Clotilden beruhigen konnte; das Leiden derselben zerriß ihr das Herz, besonders da die Letztere nicht den Muth hatte, mit irgend Jemand über Etwas zu sprechen, was Max im Entferntesten anging. —

Marie ließ sich scheinbar ganz unbefangen den Hof machen, lachte und scherzte mit den Herren, wenn sie in ihre Nähe kamen und fragte sie dann geschickt über Politik im Allgemeinen, über den Stand der Dinge in Oestreich und — wenn ihr ein Zufall verrieth, daß die, mit welchen sie sprach, von der demokratischen Partei waren — über Maxens Leben und Treiben aus.

Hatte sie nun endlich etwas erfahren, was Clotilden nur einigermaßen interessiren konnte, so theilte sie es ihr schleunigst mit und war glücklich, wenn sich nur ein Strahl von Freude über das blasse Gesicht stahl. Oft rief ihre Schwägerin entrüstet aus:

„Ich begreife gar nicht, wie Jemand an Clotildens Stelle, bei ihrer Jugend, ihren Aussichten, ihrem hübschen Aeußern, der so gefällt, geliebt und gefeiert wird und Alles hat, was Vergnügen macht, so blaß sein kann!“

Aber Marie nahm sie stets freundlich in Schutz und schützte die Trauer um ihren Bruder vor.

Endlich war es ihren rastlosen Bemühungen gelungen, Clotilden die Nachricht zu bringen, daß Max vollkommen hergestellt und in Ungarn sehr thätig sei, daß er aber seinen Verwandten nicht zu schreiben wage, weil er nicht wisse, wem er einen Brief zur Besorgung anvertrauen könne.

Ferner hatte sie erfahren, daß er von Polen aus mit bedeutenden Geldmitteln unterstützt würde und also auf keine Weise Noth zu leiden hätte, und daß er noch im Laufe des Winters nach Dresden zu kommen und sie zu sehen hoffe.

Sie sagte ihr auch, daß die Zahl der Anhänger seiner Partei jetzt in Sachsen bedeutend sei und daß viele Leute von Einfluß unter ihnen wären, ja, daß bei

dem Zusammentreten des bevorstehenden Landtags Viele in die Kammer kommen würden, die auf der Seite ihres Geliebten wären.

Diese Nachrichten wirkten mächtig auf die Arme, sie hätte Marien in ihrer Freude erdrücken mögen, und gleich einer Blume, die, weil sie der Gärtner zu begießen vergessen, gewelkt war, erhob sie ihr Haupt, nachdem es ein wenig mit dem Wasser des Trostes genest war. Sie wollte sich gern gedulden, bis sie ihn wiedersehen konnte, auch wenn dies nur einmal und auf kurze Zeit der Fall wäre und er nicht in den Mauern einer Festung sein Leben vertrauern und seinen Muth und seine Thatkraft begraben müßte.

Ihre Tante war ganz überrascht, wie schnell sie sich in so kurzer Zeit erholte, und man feierte ein vergnügteres Christfest, als sie erst erwartet hatten. Die Briefe, welche die kleinen Weihnachtsgeschenke für Eltern und Geschwister begleiteten, athmeten einen ganz andern Geist als die frühern, und beruhigten ihre Eltern vollkommen.

Auch an Georgiana schrieb sie, wie froh sie sein wollte, wenn May auf sächsischem Grund und Boden stünde, wo jetzt so viele Sympathieen für die neuen Ideen herrschten und daß sie ihn hier für immer geborgen glaube. Sie erinnerte sie, beim Antritte des neuen Jahres seiner Worte zu gedenken:

„Ich hoffe, das Frühjahr wird uns Frieden bringen, und die Aussichten sind hier so, daß man Alles auf constitutionellem Wege erreichen und die Waffen nicht brauchen wird.“

Sie begrüßte daher das neue Jahr mit einer Freude, die an ihr ganz ungewöhnlich war, und Victor war ganz überrascht, zu sehen, wie sie am Sylvesterabend seinem Champagner zusprach.

Nach Weihnachten besuchte sie fleißig mit Marien die Landtage, folgte den Kammerverhandlungen mit dem größten Interesse und wenn ein kühner Sprecher der demokratischen Partei auftrat, so leuchteten ihre Augen, denn sie sah in ihm einen Mitarbeiter an dem großen Werke, dem ihr Geliebter sein Leben geweiht hatte. Sie ging willig mit in's Concert, in's Theater oder auf Bälle, wohin man sie führte und war so freundlich und liebenswürdig, daß sie ihre Tante mehr als einmal an's Herz drückte und Atele sich ganz mit ihr ausöhnte. Warum sollte sie auch nicht fröhlich sein, da es ihre Verwandten so sehr wünschten? Wenn ihr Mar in keiner Gefahr war, konnte sie ja Alles thun, um Andere zu erfreuen, wenn sie auch selbst keinen Genuß davon hatte.

frei und unumwunden aus, und Clotilde freute sich darüber, denn sie hielt es für einen Sieg, den ihre Partei errungen und blieb daher ganz ruhig, munter und heiter, obschon Mar noch nicht nach Dresden gekommen war.

Nur manchmal störte ihren Frieden der Gedanke an Mariens Liebe zu ihm, doch suchte sie solche Gedanken immer so schnell als möglich zu verbannen. Er hatte einige Mal Gelegenheit gehabt, Briefe an seine Schwester zu senden und diese theilte ihr den Inhalt derselben mit, welcher ganz beruhigend war und ungefähr so lautete:

„Ich bin mehr als je voll Hoffnung für die Verwirklichung meiner Träume; ich glaube bestimmt, daß Alles, was wir verlangen, auf constitutionellem Wege erreicht wird und Blutvergießen, was ich so sehr hasse und fürchte, fern von uns ist.“

In dem Geschäftsleben ihres Vaters sowohl als in dem Haushalte ihrer Eltern ging Alles seinen gewohnten Gang; nur ihre Mutter war schwächlich geblieben; sie konnte den Tod ihres Kindes nicht so leicht überwinden, noch dazu, da sie ihren Gram mehr in sich selbst verschloß, weil ihr Auguste fehlte, gegen die sie sich über Alles aussprach.

Auch vermiffte sie Clotilden, ihren Augapfel, schmerz-
lich, und eine Reizbarkeit hatte sich ihrer bemächtigt, die
man nie in ihrem Leben an ihr wahrgenommen —
kurz, die Elasticität ihres Geistes war dahin und der
Arzt drang ernstlich darauf, daß sie das Frühjahr und
den Sommer entweder in einem Bade oder auf dem
Lande zubringen sollte.

Ihre Schwester in Schlessien hatte sie schon seit
mehrern Jahren dringend gebeten, sie zu besuchen, aber
immer umsonst. Sie hatte sich immer gefürchtet, ihre
behagliche Häuslichkeit zu verlassen, aber jetzt war ihr
nicht mehr so wohl zu Hause, und da ihre Schwester
ihre Bitte erneuert hatte, so war Josephine nicht abge-
neigt, mit allen ihren Kindern der Einladung Folge zu
leisten, besonders da ihr Gatte mehr als je mit Ge-
schäften überhäuft und deshalb wenig zu Hause war.

Sie forderte daher ihre Schwester Marianne auf,
sich ihr anzuschließen. Dieser war jedoch von ihrem
Arzte das Soolbad Köfen verordnet worden, da ihre
Hypochondrie in der letzten Zeit bedeutend zugenommen
hatte und das Trinken von Sool und Baden darin
besonders für Unterleibsleiden von den Aerzten sehr an-
gevathen wird.

Dazu bot noch die romantische Natur um Köfen
viel verschiedenartige Genüsse, ohne das Ermüdende
und Anstrengende der größern Bäderorte zu haben, die

von der haute volée aller Nationen frequentirt werden. Köfen ist bei aller Lebendigkeit und Mobilität während der Saison doch immer ländlich, einfach und idyllisch, und der Arzt hoffte viel davon für ihre Gesundheit.

Sie bat ihre Schwester, Clotilde mit dahin nehmen zu dürfen, weil der Arzt es auch für diese zuträglich fand, wollte aber erst den Mai auf ihrem Weinberge zubringen, denn in der Blüthezeit trennte sie sich nur ungern von demselben.

Clotilde vereinigte ihre Bitten mit denen ihrer Tante, noch in Dresden bleiben zu dürfen, denn da sie Max dort erwartete, wollte sie vor der Hand nicht fortgehen. Ihre Eltern hatten nichts dagegen und es ward daher beschlossen, daß alle Drei in den letzten Tagen des April auf den Weinberg ziehen wollten, um die Blüthenzeit daselbst zu genießen.

Die Mädchen freuten sich unendlich auf ihren Berg. Clotilde hatte ihn nur in seinem Herbstschmucke gesehen und war ganz entzückt davon; wie schön mußte er erst im Frühlingskleide sein! Sie konnte den Tag des Auszugs kaum erwarten.

Aber, wie es in der Regel geht, — das, worauf man sich in der Welt freut, wird einem verleidet. So war es auch hier. Ehe sie noch hinaus waren, erkrankte Madame Arnstadt an einer Unterleibsentzündung und mußte in der Stadt liegen bleiben, und ihre Tochter

und Nichte theilten sich in ihre Pflege, da sie Adelsens Dienste verschmähet. Die Krankheit ward gefährlich und ihre Kinder sahen mit banger Sorge den nächsten Tagen entgegen, so daß in Clotildens Seele die eigenen Angelegenheiten in den Hintergrund traten.

Als sie eines Abends, in den letzten Tagen des April, durch Marie am Bette der Tante abgelöst ward, bemächtigte sich ihrer Seele eine solche Traurigkeit, daß es ihr unmöglich war, allein in ihrem Zimmer zu bleiben. Sie ging daher hinauf zu Adelen, um sich von derselben etwas vorschwägen und dadurch zerstreuen zu lassen oder ein wenig mit dem kleinen Victor zu spielen, als ihr Vetter mit einem ernstern, sorgenvollen Gesicht eintrat und sagte:

„Wißt Ihr, daß die heutige Sitzung eine sehr stürmische gewesen ist und daß nach derselben das Ministerium kaum mehr bleiben kann, wenn nicht die Kammern aufgelöst oder andere Wahlen vorgenommen werden? Dies wird aber, fürchte ich, gefährlich sein, denn so ruhig wird man es nicht geschehen lassen und die blutigen Tage von Berlin und Wien können sich hier wiederholen. Abgesehen nun von den vielen unangenehmen Folgen, von der Stockung der Geschäfte, Angst, persönlicher Gefahr u. s. w. ist es mir hauptsächlich um meine Mutter zu thun, die ich, wenn Unruhen ausbrechen, so gern auf dem Weinberge oder in

einem Bade wüßte, wo vollkommene Ruhe herrscht, damit sie durch nichts belästigt würde. Der Arzt aber, mit dem ich schon gesprochen, hält einen bloßen Wechsel des Zimmers schon für gefährlich und ohne seinen Willen wage ich nichts zu unternehmen; auch würde mit meiner Mutter nichts anzufangen sein, wenn ich ihn nicht auf meiner Seite habe und von ihm bei meinen Vorschlägen unterstützt werde. Ich bin deshalb in großer Sorge, denn Ruhe behalten wir sicher nicht.“

In diesem Augenblicke trat ein Mädchen ein, rief Clotilden ab und sagte ihr im Hinausgehen, daß ein Herr sie zu sprechen wünsche. Fräulein Marie habe ihn in das Besuchzimmer geführt und bitte Clotilden, zu ihm zu gehen. Sie selbst müsse jetzt bei der Mutter bleiben und bäte ihre Cousine, ihre Abwesenheit zu entschuldigen.

Clotilden durchbebte eine Ahnung, daß es Mar sein könnte; ihre Füße zitterten so, daß sie kaum im Stande war, die Treppe hinunterzugehen, ihr Herz klopfte hörbar und ihr Athem stockte.

Endlich öffnete sie die Thür, und noch ehe sie Zeit sich zu fassen hatte, lag Mar zu ihren Füßen und bedeckte ihre Hände mit glühenden Küßen.

„Ich fürchte, ich komme als Unglücksrabe, mein theures Mädchen,“ sagte er düster, „wenige Tage haben

in unserer Politik viel geändert. Die Ruhe wird am längsten gedauert haben; ich glaube, daß es ohne Blutvergießen nicht abgeht und das würde mir um Deinetwillen schon sehr schrecklich sein, denn es müßte Dir alle die entsetzlichen Auftritte vom vorigen Jahre und die Schmerzen, die diese Euch verursacht, in's Gedächtniß zurückrufen. Ich bitte Dich daher, wenn Du mich liebst, nach Berlin zurückzukehren, damit ich Deinetwegen ruhig sein und dem Schicksal muthig die Stirn bieten kann. Ich habe mich den ganzen Winter darauf gefreut, Dich hier zu treffen, doch konnte ich nicht eher kommen und nun ich da bin, muß ich Dich bitten, abzureisen. Meine Hoffnungen sind getäuscht, das Frühjahr ist wieder gekommen und meine Wünsche haben sich nicht realisiert, ja wir sind vielleicht weiter zurück als voriges Jahr. Die Macht der Fürsten befestigt sich wieder und es wird viel zu thun für uns geben. Ich und wir Alle werden keinen Schritt zurückweichen und entweder siegen oder untergehen, aber Du, Clotilde, erfülle meine Bitte und kehre zu Deinen Eltern zurück und zu meiner Schwester, die sich so einsam und verlassen fühlt.“

„D. Mar.“ erwiderte Clotilde mit Wärme und Innigkeit. „wie kannst Du verlangen, daß ich jetzt fortgehen soll, wo ich Dich hier weiß und wo noch dazu, wie Du mir nicht verhehlen kannst, Gefahr für Dich

ist? Laß mich hier, laß mich wenigstens in Deiner Nähe sein und, wenn Du stirbst, mit Dir sterben, denn das wirst Du mir wohl glauben, daß ich nicht im Stande wäre, Dich zu überleben. Ach, Mar, das Leben ohne Dich wäre eine Qual, eine Hölle, und ich möchte es um keinen Preis. Auch gehe ich keinen Schritt aus Dresden, so lange ich Dich hier weiß und es mir frei steht, zu bleiben.“

Mar drückte sie fester an sich; er fühlte, daß alle Mühe, sie zu überreden, umsonst sein würde und berührte daher diesen Gegenstand nicht weiter.

Sie hatten sich so lange nicht gesehen und deshalb viel über andere Dinge zu sprechen und sich zu erzählen, so daß die Zeit enteilt war, ohne daß sie darauf geachtet hätten. Sie waren daher, als Victor eintrat, um Clotilden zum Abendbrot abzuholen, ganz überrascht, daß es schon so spät war. Er bat Mar, sein Gast zu sein, denn seit der Krankheit der Mutter wurde unten keine besondere Wirthschaft geführt und der Tisch war für Alle bei Victor gedeckt.

Victor hatte Mar früher öfter in dem Hause seines Onkels gesehen. Er kannte ihn daher und hieß ihn in Dresden herzlich willkommen; auch bot er ihm mit großer Artigkeit sein Haus als Wohnung an, denn wenn er auch sein politischer Gegner war, so sah er doch in ihm den künftigen Gatten seiner Cousine.

„Meine Mission ist hier von der Art, daß ich unmöglich Gastfreundschaft in dem Hause eines Aristokratens annehmen kann; es würde für beide Theile nicht gerathen sein.“

Er verbeugte sich und wollte sich entfernen, aber Clotilde hielt ihn noch einen Augenblick zurück, weil sie ihm noch etwas zu sagen hatte, was ihr schwer auf dem Herzen lag.

Victor entfernte sich und Mar sah sie fragend an, denn er bemerkte ihre Verlegenheit und sah ihr an, daß sie etwas Wichtiges zu sagen hatte. Aber sie wußte nicht, in welchen Worten sie ihre Gesinnungen darlegen sollte, sie wußte bloß, daß sie ein Opfer zu bringen bereit war, aber den Weg, wie sie es anbieten sollte, fand sie nicht.

Die Liebe Mariens zu ihrem Geliebten lag nämlich wie ein Alp auf ihrer Seele, den sie abzuschütteln sich vergebens bemühte. Sie glaubte sich geliebt, und nie, auch nicht eine Minute, zweifelte sie an der Wahrheit seiner Versicherungen oder Betheuerungen, und doch kamen oft Augenblicke der schmerzlichsten Traurigkeit, und auch der gegenwärtige war ein solcher, in denen sie überlegte, wie groß die Sympathieen zwischen beiden waren und daß, wenn sie auch jetzt noch geliebt würde, Mar, wenn ein Zufall ihm vielleicht Mariens Liebe

enthüllte, bereuen mußte, nicht sie gewählt zu haben, deren Erscheinung überhaupt eine weit prächtigere war, als die der einfachen und bescheidenen Clotilde.

Sie wollte daher auf seinen Besiß zu Gunsten Mariens, die ja immer so gut und aufopfernd gewesen war, verzichten, wenn sie ihn damit beglücken konnte; sie wollte ihm über Mariens Liebe die Augen öffnen; aber leicht war ihr der Entschluß nicht geworden.

Sie kannte den Werth der Perle recht gut, die sie von sich zu werfen im Begriff stand, und es ward ihr daher außerordentlich schwer, sich auszusprechen.

Aber endlich hatte sie sich gesammelt, und sagte ihm mit leiser, zitternder Stimme Alles, was in ihrer Seele vorging und war so berebt, wie sie Max noch nie gesehen. Als sie zu Ende war, schwieg sie erschöpft und lehnte sich in die Ecke des Sopha's.

Max hatte sie mit Staunen und Verwunderung angehört, er hatte keine Ahnung von Mariens Liebe und keinen Gedanken an eine andere gehabt. So sehr es ihn auch überraschte und schmerzte, hatte er sie doch nicht unterbrochen, sondern ruhig bis zum Schlusse angehört.

Dann sagte er sehr ernst:
 „Meine theure Clotilde, Du täuschest Dich, wenn Du glaubst, meine Gefühle für Dich könnten jemals eine Aenderung erleiden; doch ist es mir schon um

Deinetwillen lieb, daß Du offen gegen mich gewesen bist, denn nur dadurch wird es mir möglich, Dich zu beruhigen und wenigstens diesen Kummer von Deinem Herzen zu nehmen. Solltest Du jemals, entweder durch Verhältnisse bestimmt oder weil Dein Auge einen würdigers gefunden, mir Gegenliebe versagen, so wird auch dann Dein Bild nie eine andere verdrängen können; es wird in der tiefsten Tiefe meiner Seele wohnen, trotzdem daß Du mich verschmähet. Mein Weg wird einsam sein und mein einziges Glück, in der Erinnerung zu schwelgen, das schwöre ich Dir zu. Und gerade Marie wäre die letzte, welche ich lieben könnte, obschon ich nicht leugne, daß sie gewiß für die meisten der Männer ein Gegenstand der Verehrung ist und den Wunsch, sie zu besitzen, erregt, denn ihre Erscheinung ist eine blendende, herrliche, und die stolze Kälte, mit der sie meist alle Huldigungen zurückweist, reizt die Männer nur noch mehr. Daß ein solches Wesen mich liebt, schmerzt mich doppelt, so sehr es mir auch schmeicheln muß, und ich werde mich bemühen, ihr mit besonderer Zartheit zu begegnen. Uebrigens bin ich überzeugt, sie wird sich nie ganz von diesen Gefühlen übermannen lassen, und das beruhigt mich. In Dir sind Gedanken wie die, welche Du mir eben mitgetheilt hast, natürlich durch die Bewunderung erweckt worden, die ich ihrer großen für die Sache der Freiheit begeisterten

Seele gezollt habe und noch zollen muß. Ich bitte Dich aber, quäle Dich und mich nicht durch solche Gedanken, besonders in einer Zeit, wie die jetzige. Du kannst ja nicht wissen, ob die nächsten Tage nicht schon mich Dir oder Dich mir entreißen. Schweige gegen Marien von dieser Unterredung, vertraue auf Gott und die Liebe und sei standhaft, wenn Unglück über uns hereinbrechen sollte. Nichts kann meine Treue erschüttern. Lebe wohl und bringe Marien meinen Abschiedsgruß; es ist wahrscheinlich, daß wir uns einige Tage nicht sehen werden.“

Glotilde hat ihn, nachdem sie Abschied genommen, noch einige Augenblicke zu warten; sie wollte Marien rufen und unterdeß bei der Tante bleiben und sie war jetzt ganz beruhigt.

Marie erschien, sie unterhielten sich noch ein Weilchen zusammen und dann begleitete sie ihn die Treppe hinunter. —

Einige Tage waren vergangen; die Auflösung der Kammern war wirklich erfolgt und die Gährung im Volk beispiellos. Man machte alle Anstalten zu dem furchtbaren Kampfe, der auch bald mit der ganzen Wuth und Erbitterung begann, die Meinungsverstehenheit in der Regel mit sich bringt und mit der größten Ausdauer fortgeführt ward. Die Besetzung des Schlosses vom Volk, die Flucht des Königs nach dem

Königstein, die Bildung der provisorischen Regierung und die Zuzüge der Kämpfer von allen Seiten sind zu bekannte Sachen, als daß wir nur ein Wort darüber verlieren sollten. Wir wollen deshalb blos davon sprechen, so weit es in unsere Geschichte eingreift.

Der Tumult und das Getümmel vor dem Hause des Banquiers hatte den höchsten Grad erreicht, und Marie stand oft mit leuchtenden Augen, dem Kampfe zusehend, am Fenster. Sie zog den Kopf weder zurück, wenn Kugeln in das Haus flogen, noch wenn irgend ein schauerlicher Anblick unten ihr Herz erbeben ließ.

Sie hoffte und fürchtete Mar unter den Kämpfen zu sehen, aber spähetete immer vergebens. Sein Platz war nicht hier unter ihren Fenstern, er commandirte eine Compagnie Freischärler am Zeughause. Nach langen Nachforschungen hatte sie dies erfahren.

In dem Zustande ihrer Mutter war Besserung eingetreten, man hatte sie in ein Hinterstübchen geschafft, damit sie durch den Lärm auf der Straße weniger gestört würde, und Marie hatte dadurch freien Spielraum gewonnen.

Clotilde, die froh war, wenn sie so wenig wie möglich sah und hörte, blieb gern bei ihr. Sie rang in namenloser Angst die Hände und faltete sie in stillem Gebet. Wenn ein Mädchen hereinstürzte und von den Gräueln erzählte, welche in Nachbarhäusern oder

auf der StraÙe verliÙt worden waren, oder der Lärm des Kampfes sich bis zu ihren Ohren Bahn brach, dann wetteiferte sie mit ihrer Tante in Klagen und Jammern. Die Tante zitterte für ihr eigenes Leben und für das ihrer Kinder, Clotilde für das ihres Geliebten, und jede glaubte, daß ihre Noth die größte wäre und sie den meisten Grund zu Klagen hätte.

Marie kam nur selten hinter zu ihnen und war immer ganz gefaßt; sie suchte auch ihre Mutter und Clotilden zu beruhigen und zu ermuthigen und versicherte ihnen, daß alle umlaufenden Gerüchte übertrieben wären. Sie schickte den Hausmann ihres Bruders und einige andere Leute, auf die man sich verlassen konnte und die Courage genug hatten, sich hinauszuwagen, nach Erkundigungen aus und ließ Erfrischungen unter die Kämpfenden vertheilen; sie wäre lieber selbst darnach gegangen, aber das Gefühl für Anstand und Schicklichkeit hielt sie ab. Denn, wenn sie auch der Emancipation der Frauen stets das Wort redete, so hielt sie es doch als Jungfrau nicht für gerathen, aller Sitte Hohn zu sprechen, besonders da sie wußte, wie delikate ihre Mutter, in dieser Hinsicht dachte.

Der Hausmann war ein alter erprobter Diener ihres Vaters und schon bei ihm gewesen, als Marie das Licht der Welt erblickte. Er hatte sie aufwachsen sehen und sich immer ihrer besonderen Gunst zu erfreuen

gehabt; da sie der Liebling ihres Vaters war, so trug er ihr immer seine Wünsche und kleinen Anliegen vor und sie machte stets die Vermittlerin.

Jetzt war der Augenblick gekommen, wo sie seine Dankbarkeit in Anspruch nahm, und er benutzte fröhlich die Gelegenheit, sie ihr zu beweisen.

Unter dem dichtesten Kugelregen war er hinausgegangen und hatte den Det ausgekundschaftet, wo Mar kämpfte; dann brachte er ihm etwas Wein und Brod, ohne zu sagen von wem, und dann kam er zurück mit der Nachricht, daß er verwundet sei, aber immer fort kämpfe, dann ging er wieder und verband ihn, so gut als es sich thun ließ; er ging wieder und brachte ihr die Nachricht, wo er später seinen Posten hatte und setzte seinen Dienst fort, bis der Tod Marens dies unnöthig machte.

Er kam wieder und sagte Marien, daß Mar gefallen sei und daß er gräßlich verstümmelt bei den Trümmern einer Barrikade liege, die er lange heldenmüthig vertheidigt, die aber doch von der Uebermacht des andringenden Militairs genommen worden war. Es war am vierten Tage des Kampfes.

Marie zuckte keine Wimper bei dieser Schreckenskunde, hieß den Mann in seine Wohnung gehen und sich stärken, damit er bereit sei, wenn sie seiner wieder bedürfte.

Er folgte ihrem Befehl zögernd und sah sie ungläubig und kopfschüttelnd an. Er hatte nicht geglaubt, daß ein Weib eine so furchtbare Nachricht mit so viel Ruhe anhören würde, und drehte sich an der Thür noch einmal um, als ob er sich von der Anwesenheit ihres Verstandes überzeugen wollte.

Aber als sie allein war, da sank sie zusammen; zwei große Thränen perlten aus ihren Augen, sie preßte die Hände in fürchterlichem Kampfe auf Brust und Kopf, oder rang sie in gräßlichem Schmerze.

„Also wirklich todt und in diesem schrecklichen Kampfe gefallen!“ murmelte sie; „es ist nicht möglich, es kann nicht sein! Ich muß mich selbst davon überzeugen, und ist es der Fall, dann soll er gerächt werden.“

Sie sprang auf, durchschritt das Zimmer so lange, bis sie äußerlich wieder ziemlich ruhig geworden war, ging dann zu ihrem Vertrauten und fragte ihn, ob er sie führen und ihr die Leiche zeigen wolle.

Er antwortete, daß er dazu gern bereit wäre, aber daß jetzt für Frauen kein Aufenthalt auf der Strafe sei, und überhaupt die Passage von Stunde zu Stunde schwieriger würde, ja, daß es sogar möglich sei, sie gingen umsonst, denn da der Ort von Militair besetzt wäre, könnten sie vielleicht gar nicht bis zur Leiche gelangen.

Marie erwiderte: „Nun, so wollen wir es wenigstens versuchen. Mit der eintretenden Dunkelheit haltet Euch bereit, um unsere traurige Wanderung anzutreten.“

Dann ging sie zu ihrer Mutter, um deren Verdacht nicht zu erregen, und erzählte ihr so ruhig als möglich, was sie vom Fenster aus beobachtet, was Victor erfahren, oder was die Leute im Hause gesprochen hatten.

Clotilde, welche gleich bei ihrem Eintritt bemerkte, daß sie bleicher als Marmor und der Ausdruck ihres Gesichts finstern war, erschrak heftig, eilte auf sie zu und fragte leise: „Ist ihm etwas passiert?“

Denn sie glaubte stets, daß Marie sichere Nachrichten haben müsse.

Marie antwortete nicht und schüttelte den Kopf.

„O ja,“ rief Clotilde leidenschaftlich, und umschlang sie, ohne auf die Gegenwart der Tante zu achten, „ich sehe es Dir an, er ist verwundet oder todt.“

Marie sagte ihr leise in das Ohr:

„Ja, er ist verwundet, aber sei ruhig. Nicht bedeutend. Mich haben die Gräuelt, die hier und da begangen worden, so aufgereggt und erbittert.“

Mit diesen Worten entfernte sie sich wieder.

Ubele, die in gräßlicher Angst im Hause umherlief und sich bemühte, Alles was sie hörte, zu über-

treiben, damit sie sich und Andere noch mehr ängstigen konnte, kam alle Augenblicke an das Bett ihrer Schwiegermutter und trat auch jetzt wieder mit einer Menge Neuigkeiten ein.

Da die Tante nicht allein war, ging Clotilde zu Marien, um sie genauer auszufragen.

Marie stand an dem Fenster ihres Zimmers; sie hatte den Kopf an die Scheiben gelegt und schluchzte fürchterlich. Clotildens Frage hatte die Thränen hervorgelockt, und die erzwungene Ruhe und kalte Entschlossenheit waren von ihr gewichen.

Sie wollte sich sammeln und dann gehen. Sie mußte sich überzeugen, ob er todt war, und war dies der Fall, dann seine Leiche holen, sie konnte ihn nicht unter den Füßen seiner Mörder auf der Straße liegen lassen, mochte es nun kosten, was es wollte.

Clotilde stürzte auf sie zu, umschlang sie weinend und bat:

„Um Gottes Barmherzigkeit willen, sage mir Alles, sage mir die reine Wahrheit, lebt er?“

Marie drehete sich um, nahm den Kopf ihrer Cousine zwischen ihre Hände, strich ihr die blonden Locken von der Stirn und sagte, die eigenen Thränen trocknend:

„Er ist schwer verwundet, aber nicht todt, bei Freunden in Sicherheit gebracht. Ich gehe, um nach

ihm zu sehen, und sobald ich wieder Nachricht von ihm habe, bringe ich sie Dir. Gehe zurück zu meiner Mutter, bleibe bei ihr, sorge, daß sie mich nicht vermißt und sei so ruhig als möglich.

Sie küßte Clotildens Stirn, schob sie sanft zur Thür hinaus und sprach ein leises Gebet, daß Gott die Arme trösten möge.

Sie war aber selbst ohne allen Trost. Nachdem sie ihre Fassung einigermaßen wieder erlangt, hüllte sie sich in einen dunkeln Shawl, nahm ihre gefüllte Börse, setzte einen schwarzen Hut mit einem dichten schwarzen Schleier auf und ging, um ihren Begleiter abzuholen.

Die Dämmerung war eben hereingebrochen, als sie geräuschlos mit ihm durch ein Hinterpförtchen des Hauses hinaus auf die belebte Straße trat.

Der Kampf tobte immer noch fort; obshon er sich mehr nach einer andern Seite hingezogen hatte, sah man doch die Spuren desselben überall, und was die Dämmerung so gern verhüllen mochte, das beleuchtete das blasse Silberlicht des Mondes, welches in seiner Majestät und Klarheit einen schrecklichen Contrast zu dem blutigen Treiben der Menschen bildete. Mehr als einmal zog Marie ihren Shawl fester zusammen, als ob sie dadurch einen Schauer abwehren könnte,

oder verdoppelte ihren Schleier, um nicht zu sehen, was um sie her vorging.

Ihr Führer schritt voran, sie folgte ihm schweigend. Oft wurden sie durch Trupps von Kämpfenden aufgehalten. Wenn sie sah, daß es Leute aus dem Wolfe waren, bat sie, daß man sie ungehindert gehen ließe, weil sie einen Schwerverwundeten aus ihren Reihen, und sie nannte Maxens Namen, auffuchen und, wenn noch Rettung möglich, ihm das Leben erhalten wolle; dann ließ man sie immer ungehindert gehen. Stieß sie aber auf einen Militairposten oder auf eine Patrouille, dann war das Fortkommen schwerer und Marie mußte alle Weichheit, die ihr zu Gebote stand, in ihre Stimme legen, um durch die Bitte, ihren sterbenden Bruder auffuchen zu dürfen, das Herz des Offiziers zu rühren. Andere waren auch durch Geld zu gewinnen, was sie natürlich nicht schonte.

Endlich hatten sie, langsam und oft aufgehalten, den Platz erreicht, wo, wie der Diener sagte, Max gefallen war, und fanden ihn richtig, wie er gedacht, vom Militair besetzt; aber da es hier nichts mehr zu erobern gab, war der Posten nur schwach. Der commandirende Unteroffizier war ein alter Veteran. Er rief sie an und fragte, was eine so junge Dirne, wie sie, hier wolle und Marie antwortete:

„Die Leiche meines erschlagenen Bruders auffuchen

und sie meiner Mutter bringen, die nicht wollte, daß er fechten sollte, damit wir wenigstens sein Grab zu suchen wissen.“

Dabei drückte sie ihm einige Louisd'ors in die Hand und sprach weiter:

„Trinkt, Alter, eine Flasche Wein auf meine Gesundheit, sie wird Euch nach einem solchen heißen Tage nichts schaden.“

Der alte Feldwebel war besiegt und half ihrem Diener andere Leichen und Trümmer mit hinwegräumen. Marie folgte ihren Bemühungen mit den Augen; so sehr sie sich auch sehnte, den Gegenstand ihrer Forschung bald zu finden, konnte sie sich doch nicht entschließen, etwas anzurühren. Schauer und Entsetzen hatten sie gefaßt.

Nach langem vergeblichem Suchen zog man endlich einen Klumpen, eine unscheinbare Masse, unter den Trümmern hervor und der Diener erklärte, daß dies der Jüngling sein müsse.

Ich will das Gefühl des Lesers nicht durch die Schilderung seines Aussehens auf die Folter spannen; selbst Mariens Augen würden ihn nicht wieder erkannt haben, wenn sie nicht an seiner rechten Hand, die linke war ihm abgehauen, den Siegelring mit den Anfangsbuchstaben seines Namens und seinem Wappen und

einen kleinen Haarring von Clotildens Haar entdeckt hätte.

Sie zog nicht ohne Mühe die Ringe von seiner kalten Hand, preßte heiße Küsse darauf und steckte sie an die ihrige und murmelte unverständliche Worte. Dann bat sie einen der Soldaten, ihr für ein gutes Trinkgeld einen Lohnwagen zu holen und setzte sich, da Mann und Wagen so lange ausblieben, auf den mit Blut getränkten Boden, die kalte Hand fest in der ihrigen haltend.

Nach langem Harren kam der Soldat mit einem Wagen zurück; er hatte nur mit großer Mühe einen aufgefunden und durch Versprechungen den Kutscher bewogen, ihm zu folgen, denn wo sich in den Tagen einer auf der Straße sehen ließ, wurde er zu Barricaden verwendet, und deshalb wagte sich kein Kutscher so leicht auf die Straße.

Die Leiche wurde nun hineingehoben, Marie setzte sich daneben, wies ihrem Diener einen Platz neben dem Kutscher an, und befahl, nach dem Annenfriedhofe zu fahren, und glücklich und ohne weitem Aufenthalt erreichte man denselben.

Da es schon spät war, war das Thor geschlossen und der Diener sah sich genöthigt, den Wärter des Leichenhauses herauszuklingeln und ihn zu bitten, gegen ein gutes Trinkgeld die Leiche des Gefallenen aufzuneh-

men. Morgen ganz früh sollte er beerdigt werden, und noch heute wollte man das Nöthige dazu besorgen.

Der Mann weigerte sich und sagte, er werde in den Tagen der Leichen genug bekommen und könne den nicht in das Leichenhaus einsehen. Aber Marie sagte, daß sie die Kosten im Voraus bezahlen wolle, nannte ihm ihren Namen und bat ihn, nur schnell ihren Verwandten mit hereinzuschaffen, und nun war er bereit.

Sie sagte dem Hausmann, daß er den Sarg, reine Lächer und die übrigen nothwendigen Sachen noch heute Abend besorgen müsse, da er morgen ganz früh begraben werden solle; auch müsse er ihr den Anzug eines Freischärlers noch diesen Abend auf ihr Zimmer bringen.

Sie gab ihm das nöthige Geld, er versprach ihr, zu besorgen, was möglich sei, wenn ihn die späte Stunde nicht hindere.

Marie sagte ihm:

„Müller, nur heute ermüdet nicht in meinem Dienst, ich werde Euch nicht oft mehr brauchen, und es Euch reichlich lohnen!“

Der alte Mann ergriff zitternd ihre Hand und fragte, indem Thränen über seine Wangen rannen:

„Was gedenken Sie denn zu thun?“

Sie antwortete:

„Dresden so bald als möglich zu verlassen, aber seht ruhig, ich werde für Euch sorgen, ehe ich abreise.“

Der Mann war beruhigt durch diese Versicherung und versprach, sein Möglichstes zu thun. Sie stieg wieder in den Wagen, fuhr zu dem nächsten Gärtner, um Lorbeern zu einem Kranze zu holen und schlug dann den Heimweg ein.

Als der Wagen an der Thür hielt, kam die Frau des Hausmanns heraus, um ihr beim Aussteigen behilflich zu sein. Marie sagte ihr, daß sie sich nicht ängstigen solle, wenn ihr Mann nicht gleich zurückkehre, da er für sie noch einige Wege zu gehen habe. Den Kutscher bezahlte sie und bestellte ihn den nächsten Morgen um fünf Uhr wieder vor ihr Haus.

Als sie die Treppe hinaufkam, trat ihr ihr Mädchen entgegen und sagte, daß Clotilde ihretwegen bald vergangen sei, auch ihr Bruder habe oft und ängstlich nach ihr gefragt. Sie erkundigte sich nach dem Zustande ihrer Mutter und hörte, daß dieselbe fest schlief und sie nicht einmal vermist hätte.

Sie ging in ihr Zimmer, kleidete sich aus, legte die Blumen auf den Tisch und ging schnell hinauf zu ihrem Bruder. Sie wollte Clotilden so lange als möglich ausweichen.

Ihr Bruder kam ihr entgegen und sagte:

„Gott sei Dank, daß Du wieder da bist, ich habe

große Sorge um Dich gehabt; wo bist Du denn gewesen?“

Jetzt erst bemerkte er die Blässe ihres Gesichts und die Hand, welche wie im Fieber brannte, und er ward in dem Wahne, daß etwas Außerordentliches vorgefallen sein müsse, noch mehr bestärkt. Er fragte sie besorgt, ob ihr etwas fehle, ob sie krank sei.

Sie antwortete:

„Mar ist gefallen; ich habe ihn auf den Annenfriedhof schaffen lassen und es wird nöthig sein, daß er morgen in aller Frühe beerdigt wird. Clotilde weiß noch nichts davon und ich habe die schwere Aufgabe, sie noch heute davon zu benachrichtigen, weil wir morgen früh mit hinausfahren wollen. Willst Du uns begleiten, dann soll es uns sehr lieb sein, und ich bitte Dich, auch morgen das übrige Nöthige zu besorgen.“

Er versprach es ihr, machte ihr aber Vorwürfe, daß sie Das, was sie heute selbst besorgt, nicht auch ihm überlassen hatte.

Marie antwortete nicht und wollte sich entfernen, aber er drückte sie auf das Sopha, ließ ihr ein Glas Wein und Wasser bringen und zwang sie, einen Zwieback zu essen.

Er liebte seine Schwester unaussprechlich und ihr Zustand diesen Abend beunruhigte ihn sehr. Er sah wohl, daß es nicht bloße Theilnahme für Clotilden war,

welche sie so erregte, aber da sie nicht selbst offen und vertrauend war, so belästigte er sie auch nicht mit weiteren Fragen, entließ sie kopfschüttelnd und versprach, um fünf Uhr bereit zu sein.

Als Marie wieder in ihr Zimmer trat, saß Clotilde auf einem Stuhle und betrachtete die Blumen, welche ihre Cousine mitgebracht. Sie ahnte, zu welchem Zwecke sie hier lagen, blieb bei Mariens Eintritt ruhig sitzen und sah sie erwartungsvoll an.

Marie schwieg. Sie wußte nicht, welche Worte sie wählen sollte, um ihr so schonend als möglich mitzutheilen, was sie doch erfahren mußte. Endlich fragte Clotilde:

„Sind diese Blumen zu einem Kranze für Max?“

„Ja,“ erwiderte Marie kaum hörbar, „er hat ihn verdient, er hat alle Lorbeern der Erde verdient.“

„So ist er todt?“ fragte Clotilde weiter.

„Ja,“ entgegnete Marie.

„Und wo ist er?“ fragte Clotilde aufspringend.

„Ich muß zu ihm, ich muß ihn sehen.“

„Gedulde Dich bis morgen, heute ist dies unmöglich,“ sprach Marie weiter. „Heute bringe ich Dir einstweilen die Ringe, die ich ihm als Leiche vom Finger gezogen, er hat den Deinen bis zum Tode treu bewahrt.“

Clotilde entriß sie ihr, küßte sie und ihre Thränen

brachen hervor, es war, als sprächen sie zu ihr mit der Stimme des geliebten Todten. Sie erinnerte sich der Stunde, in welcher sie ihm den ihrigen gegeben, und die ganze Vergangenheit mit all ihrem Glück stand vor ihr. An die trostlose öde Zukunft dachte sie nicht.

Endlich fragte sie Marien nach den nähern Umständen seines Todes. Sie erzählte ihr Alles und das Herz war ihr merklich leichter, daß Clotilde so ruhig war.

Udele kam auch herunter, weinte mit den Mädchen und fragte, ob sie ihnen mit etwas nützen könne. Marie antwortete: „Bleibe bei Clotilden, ich will zu meiner Mutter gehen.“

Als die Mutter die Augen öffnete, saß ihr Kind ruhig an ihrem Bett, aber Mariens große Blässe und die Spuren von Thränen veranlaßten sie zu der Frage, ob etwas Außerordentliches vorgefallen sei. Marie sagte ihr, daß Max todt sei und Clotilde sehr außer sich, und daß ihn seine Freunde nach dem Annenkirchhofe geschafft und Clotilde, ihr Bruder und sie, ihm morgen die letzte Ehre erweisen wollten, wenn die Mutter es erlaube.

So sehr dieselbe auch in jedem andern Falle dagegen gewesen wäre, so sagte sie doch hier nichts, da sie Clotilden immer geliebt und ihr dieselbe besonders in der letzten Krankheit unendlich theuer geworden war. Sie wollte gern Alles zu Erleichterung ihres Schmerzes beitragen und sagte sogar, daß sich Udele und ein Mädchen

diese Nacht in die Wache bei ihr theilen sollten, damit Clotilde vielleicht eine Stunde Ruhe genießen und Marie ungestört bei ihr bleiben könnte, was bei ihrer Abneigung gegen Ubeln gewiß viel war. Marie ging sogleich wieder in ihr Zimmer und sagte es ihrer Schwägerin, welche auch augenblicklich bereit war. Sie holte ihren Satten herunter und wachte die erste Hälfte der Nacht am Bette der Mutter. Die beiden Mädchen banden einen Kranz und verbrachten den übrigen Theil der Nacht unter Thränen und Schmerz. Als die schwächere Clotilde gegen Morgen erschöpft auf das Sopha sank und in einen unruhigen Schlummer versiel, setzte sich Marie an ihren Schreibtisch und schrieb an ihren Bruder, was sie ihm nicht sagen mochte, versiegelte den Brief, schloß den Secretair und als Clotilde erwachte, saß sie ruhig wieder an ihrer Seite.

X.

Die Glocke vom Thurme der Kreuzkirche verkündete die fünfte Stunde, als der bestellte Lohnwagen vor dem Hause des Banquier Arnstadt hielt und ihn und zwei schwarz verschleierte Frauen aufnahm, um sie ihrem ersten Bestimmungsorte zuzuführen. Sie fuhren schweigend durch die Straßen. Clotilde lag mehr als sie saß in der Wagenecke; das Durchweinen und Durchjammern der Nacht hatte ihre Kräfte aufgerieben.

Aber Marie saß ruhig und aufgerichtet da, ihre Blässe war fürchterlich und hatte heute noch mehr zugenommen; ihre Augen hatten einen eigenen unheimlichen Glanz, und der Ausdruck derselben schien der Vorbote von Fieber oder Wahnsinn zu sein.

Ihr Bruder betrachtete sie mit großer Sorge und hätte viel darum gegeben, wenn ihnen Allen der saure

Gang erspart und sie auf dem Rückwege gewesen wären.

Wenn er ihr Benehmen in der letzten Zeit, ihr Treiben am gestrigen Tage und Abend, ihr Aussehen von heute, — Alles zusammenhielt, so stand ihm die Wahrheit ziemlich klar vor Augen, nämlich, daß sie den dahingeschiedenen Jüngling geliebt, mit einer Kraft, wie nur sie zu lieben fähig war; ja, er fürchtete mehr für sie als für Clotilden, trotz ihrer Hinfälligkeit, denn er glaubte, die Letztere sei mehr zum Dulden geschaffen. Er ahnte nicht, welcher furchtbare Schmerz auch in der Tiefe ihrer Seele wühlte.

So hatten sie denn das Thor des Friedhofs erreicht, welcher in heiliger Stille, von den Strahlen der Morgensonne vergoldet, vor ihnen lag und Jeden zur Ruhe einlud, dem des Lebens Last und Bürde zu schwer wurde, oder dem kein Plätzchen geblieben war, wo er sein müdes, sorgenschweres Haupt hinlegen konnte. Victor half den Damen aus dem Wagen und hieß den Kutscher warten.

Er fuhr zurück, als er Clotildens Hand berührte. Sie war kälter als Eis, während die Mariens wie Feuer brannte.

So durchschritten sie die Pforte des Friedens, über Mariens Züge glitt ein Lächeln, wie das der Verkürzung, Clotilde jedoch brach fast zusammen und

schleppte sich nur mühsam an Victors Arme fort, bis sie das Leichenhaus erreichten, wo der treue Diener sie erwartete.

Er hatte nach Mariens Willen Alles vorbereitet. Die Leiche war abgewaschen, in reine Lächer gehüllt und in ihren Sarg gelegt und sah heute lange nicht so entsetzlich aus, nachdem sie von Blut und Schmutz befreit war, so daß Clotilde sich nicht schauernd abwendete, sondern sich über sie herwarf und sich dem Ausbruche des wildesten Schmerzes hingab.

Ihre Verwandten führten sie endlich mit Gewalt hinweg und eilten, die Leiche der Erde zu übergeben. Marie drückte einen Kuß auf die zerschmetterte Stirn, bedeckte sie mit dem Lorbeerkranz und der Sargdeckel ward geschlossen.

Nachdem Jedes ein stilles Gebet gesprochen, ward sie hinabgesenkt in ihre stille Kammer. Victor bezahlte den Todtengräber, die Träger und was sonst noch war, und geleitete die Damen wieder nach dem Wagen, und so fuhren sie nach Hause, schweigend wie sie gekommen waren.

Victor war merklich erleichtert, Marie ruhig, aber Clotilde gleich selbst einer Leiche. Sie sah und hörte nichts von dem Kampfe um sie her, nichts fesselte ihre Aufmerksamkeit, sie ward durch nichts erschreckt und

ließ sich, als sie nach Hause kam, ohne Sträuben die Treppe hinauftragen und zu Bett schaffen.

Ihre Tante betrachtete sie mit großer Theilnahme und ließ sich nur durch das Bitten ihrer Kinder im Bett zurückhalten. Sie wollte sie lieber selbst pflegen und dafür sorgen, daß nichts versehen würde.

Victor schrieb sogleich nach seiner Rückkehr an Maxens Vater und auch an Clotildens Eltern. Er benachrichtigte sie von dem geschehenen Unglück und bat Clotildens Vater, seine Uhr und seinen Siegeltring an seine Eltern zu überliefern.

Nachdem dies geschehen, besorgte er noch einige andere nöthige Geschäfte und hoffte, daß die Mädchen einige Stunden Ruhe genießen würden.

Marie zog sich, nachdem sie einige Minuten bei ihrer Mutter verweilt, in ihr Zimmer zurück, rief ihr Mädchen, beschenkte sie mit einigen Kleinigkeiten und sagte zu ihr:

„Ich habe etwas auf dem Weinberge zu besorgen, was meine Mutter nicht wissen darf, und wenn ich bis zum Abend nicht zurückgekehrt bin, so gib den Brief, den ich in meine Toilette legen will, an meinen Bruder ab; er wird dann kommen und mich abholen. Aber eher sage Niemand, wo ich hingegangen bin, und wenn Jemand nach mir fragt, so sage nur, ich schlief.“

Das Mädchen entfernte sich dankend, wunderte

sich jedoch nicht über Mariens Vorhaben, denn da ihre Gebieterin davon gesprochen, in den nächsten Tagen den Weinberg mit der Wohnung in der Stadt zu vertauschen, so glaubte sie, es handle sich um eine Ueberraschung und versprach, nach ihrem Willen zu thun.

Marie ging noch einmal in die Wohnung ihres Bruders, suchte ihren kleinen Neffen auf, drückte ihn an sich, küßte ihn und als sie wieder in ihrem Zimmer war, verriegelte sie es, schnitt sich ihr schönes Haar ab, legte den Freischärleranzug an, den ihr der Hausmann besorgt, kniete vor dem Bilde ihres Vaters, welches, in Oel gemalt, über ihrem Tische hing, nieder und betete, daß er ihr an seiner Seite eine Stätte bereiten möchte, damit sie aufgenommen und mit ihren Lieben vereinigt würde, wenn sie im Himmel ankäme, denn leben könne sie nicht mehr.

Sie nahm ihre Waffen und verließ so schnell als möglich das Haus, damit sie Niemandem begegne, der sie vielleicht aufhalten könnte.

Ein Miniaturbild ihres Großvaters, welches sie an einer Haarschnur um den Hals trug, behielt sie um; es sollte, so hatte sie ihrem Bruder geschrieben, als Erkennungszeichen dienen, im Fall er lange nach ihrer Leiche suchen müßte. Auch betrachtete sie es vielleicht in ihrem frommen Glauben als eine Art Tassiman,

der ihren Körper, im Fall sie bliebe und man ihr Geschlecht entdeckte, vor Rohheiten schützen sollte.

Sie schauderte, wenn sie daran dachte, aber sie verdrängte den Gedanken schnell; sie hielt ihn in ihrem Wahnsinn für eine Feigheit, für eine Schwäche, und eilte um so mehr und erreichte ohne Aufenthalt die Strafe.

Es war ihr Niemand begegnet, es hatte sie Niemand erkannt. Sie lenkte ihre Schritte nach der Richtung hin, woher das Geräusch des Kampfes kam.

Was man ihr gestern schon gesagt, fand sie bestätigt, nämlich, daß das Militair immer mehr Vortheile errang und die Aufständischen immer weiter zurückgetrieben wurden.

„Desto besser,“ dachte sie, „um so eher habe ich die Aussicht, erlöst zu werden.“

Sie drückte ihren Hut fester auf die Stirn und schritt, so rasch sie konnte, vorwärts, bis sie ein Trupp Kämpfer in ihre Mitte nahm und mit sich fort in das dichteste Getümmel riß.

Bald hatte sie nicht mehr Zeit, an etwas Anderes zu denken.

Als ihr Bruder seine Briefe geschrieben und einige nothwendige Geschäfte besorgt hatte, ging er zu seiner Mutter, besprach mit ihr den Vorfall und fragte nach den Mädchen.

Ueber Marien war die Mutter ganz ruhig, doch über Clotildens Zustand ängstigte sie sich so, daß sie kaum die Ankunft des Arztes erwarten konnte, um ihn zu befragen. Das Mädchen, welches bei ihr war, sagte, daß Clotilde mit halb offenen Augen daläge und bald den Namen Max, bald den Namen Marie hervorstöhnte. Auf Victors Frage nach Marien sagte sie, daß diese ruhig schlief.

Seine Gattin war, durch das Nachtwachen erschöpft, auch noch nicht aufgestanden, und so blieb er bis zur Ankunft des Arztes bei seiner Mutter, welcher die Gesellschaft ihres Sohnes in der That auch die liebste war. Er tröstete sie und suchte sie zu beruhigen, indem er ihr versicherte, daß das Militair bald die Stadt beherrschen, daß dann die Ruhe schnell wiederhergestellt und alle Behörden wieder in ihre Funktionen eintreten würden. Ferner rieth er ihr, sobald es ihre Gesundheit erlaube, hinaus auf den Weinberg zu gehen, was gewiß auch für Clotilden das Heilsamste sei, und sie widersprach ihm nicht und war bei Weitem nicht mehr so erregt, als der Arzt eintrat.

Sie theilte ihm mit, was vorgefallen war, bat ihn, Clotilden zu sehen und sie zum Gegenstande seiner Sorgfalt zu machen, denn sie selbst könne seine Dienste fast entbehren.

Er kehrte mit der Versicherung zurück, daß einige

Stunden ruhiger Schlaf das Beste für sie wären und daß er, um ihn zu befördern, ihr etwas verschreiben wolle und gegen Abend wiederkommen und sich nach ihrem Befinden erkundigen würde.

Unterdessen war Adele aufgestanden und löste ihren Mann am Lager ihrer Schwiegermutter ab. Die Sorge um seine Schwester ließ ihn aber nicht eher gehen, bis er sie gesehen, und er suchte sie deshalb in ihrem Schlafzimmer auf.

Als er sie dort nicht fand, fragte er die Leute, und ihr Mädchen sagte, wie sie ihr befohlen, daß sie schlief. Er fragte sie genauer und endlich gestand sie ihm die Wahrheit.

Daß sie nicht nach dem Weinberge gegangen war, wußte er bestimmt; aber wohin sollte sie ihre Schritte gelenkt haben? Das wußte er nicht; er ging mit dem Befehl, ihn zu rufen, sobald sie zurückkehre, nach seinem Comptoir, wartete aber von einer Stunde zur andern vergebens.

Als Mittag vorüber und noch keine Nachricht von ihr da war, hatte seine Unruhe den höchsten Grad erreicht, aber da fiel ihm der Brief ein, welcher an ihn adressirt in ihrer Toilette liegen sollte.

Er hoffte, daß ihm dieser Aufschluß geben sollte, eilte, denselben zu erblicken und las wie folgt:

„Mein theurer Victor, mein innig geliebter Bruder!

„Vergieb mir die Angst, die Sorge und den Schmerz, den ich Dir durch diesen Schritt bereitet habe, ich hätte ihn Dir gern erspart, denn Du bist stets so gut, so liebevoll, so freundlich gegen mich gewesen, aber ich konnte es nicht. Es ist mir nicht möglich, mehr zu leben, und ich begrüße den Tod als meinen lieben Freund, wenn er sich mir auch in der gräßlichsten Gestalt naht. Ich bin diesen Morgen in dem Anzuge eines Freischärlers in den Kampf gegangen, um Mayens Tod zu rächen und dann zu sterben wie er starb — einen Heldentod. Mayens Tod zu rächen? wirst Du erstaunt fragen. Ja, es ist so, theurer Victor. Ich habe ihn geliebt, trotzdem daß ich wußte: er war das Eigenthum einer Andern, trotz der Bitterkeit, von ihm verschmäht zu sein. Seit länger als Einem Jahre habe ich gekämpft, habe mit übermenschlicher Anstrengung mich bemüht, eine Liebe aus meinem Herzen zu reißen, die ich als meiner unwürdig erkannte und die mich zu vernichten drohte. Aber es war vergebens; jetzt, in diesen Tagen habe ich erst erfahren, wie tiefe Wurzeln sie trotz meiner Bemühungen, sie auszurotten, gefaßt hatte. Du wirst mir wohl glauben, daß Deine Marie, die stolz die Liebe manches ehrenwerthen Mannes zurückwies, nicht da um dieselbe

betteln wollte, wo sie ihr versagt war und gewiß Alles that, um als Siegerin aus dem Kampfe hervorzugehen. Aber umsonst.

„Vergebens ist es, gegen die Macht des Schicksals anzukämpfen, es erfaßt uns und reißt uns mit fort, und die Stärksten werden oft von seinen Wellen an die härtesten und steinigsten Ufer geschleudert, während die Schwächeren leicht auf der Mitte des Stromes dahinschwimmen.

„Läge mir nicht Clotildens Schicksal schwer auf dem Herzen, so wäre ich froh, daß es so gekommen. Ich konnte dem Todten die Dienste leisten, die ich dem Lebenden nicht anbieten durfte, und das war mehr als ich gewünscht. Wir sind beide von Einer Idee begeistert und Einer Meinung wegen gestorben, und wenn Du meine letzte Bitte erfüllst, wie ich hoffe, wird unsern Staub Ein Hügel decken und das ist mehr, als ich je zu hoffen gewagt.

„Wenn ich bis diesen Abend nicht nach Hause zurückgekehrt bin, so gehe und suche meinen Körper, verwundet oder todt, damit er nicht in profane Hände komme, und gönne ihm einen Platz, nicht in unserer Gruft, sondern neben Mar. Theile der Mutter die Sache so schonend als möglich mit und sei ihr ein guter Sohn; sie hat ja nur noch Ein Kind. Obgleich ich nicht ihr Liebling war, wird sie sich doch grämen und

vielleicht jetzt erst bereuen, daß sie mich stets von ihrem Herzen gestossen. Ich habe sie immer geliebt, jeden ihrer Wünsche zu erlauschen und zu erfüllen gesucht und ihr nie Schmerz bereitet, als in dieser schwarzen Stunde, die Ueberzeugung kann ich mit in's Jenseits nehmen. Thue Alles, um Etolden zu beruhigen und zu trösten, sage Adelen ein Lebewohl, und küsse Deinen Victor. Laß keinen Menschen den Inhalt meines Briefes ahnen, erfülle meinen letzten Willen, den Du in meinem Schreibtisch aufgezeichnet findest und bewahre ein treues Andenken

„Deiner

„armen Marie.“

„N. S. Sollte meine Leiche so verstümmelt und gräßlich aussehen, daß Du sie nicht erkennst, so suche nur nach dem Bilde des Großvaters, welches an der Dir bekannten Schnur an meinem Halse hängt.“

Victor hatte den Brief bis zu Ende gelesen; er zitterte an allen Gliedern und zweifelte an der Richtigkeit seiner Sinne. Als er sich aber durch nochmaliges Lesen überzeugt, daß er sich nicht geirrt hatte, sprang er auf, stürzte die Treppe hinunter und ohne Jemandem im Hause zu sagen, wohin er ginge, eilte er zu dem Commandanten des Militairs, immer vor sich hin murmelnd: „Vielleicht ist es noch nicht zu spät.“

Er fand ihn bald und indem er ihm seinen Namen nannte, sagte er ihm, in welcher Angelegenheit er käme und bat ihn um seinen Beistand. Der Offizier sagte ihm denselben zu, sprach ihm Muth ein und sagte:

„Die wichtigsten Posten sind in unsern Händen, ich werde Ihnen eine Ordonnanz mitgeben, damit Sie überall frei passiren können, und lebt Ihre Schwester noch, so sollen Sie dieselbe bald an Ihr Herz drücken, denn mit einem neunzehnjährigen Mädchen können wir doch nicht standrechtlich verfahren.“

Victor dankte ihm und machte sich mit seinem Begleiter auf den Weg, aber das Durchkommen war nicht so leicht, als man gehofft hatte. Die Insurgenten, welche sahen, daß ihre Sache fast verloren war, kämpften mit Verzweiflung, und die Soldaten, welche sahen, daß sie bald Sieger sein würden, drangen immer muthiger vor. Von dem Hauptquartier der Soldaten aus waren sie von Straße zu Straße, von Posten zu Posten gegangen. Auf ihre Fragen bekamen sie in der Verwirrung keine Antworten, und Victor sah das Schwierige seines Unternehmens ein, ward immer muthloser, je mehr sein Auge erblickte und gab zuletzt die Hoffnung ganz auf.

Der ihn begleitende Offizier redete ihm selbst zu, seine Forschungen für heute einzustellen.

„Morgen ist jedoch der Kampf beendet und wenn dann Leichen, Schutt und Trümmer hinweggeräumt werden, finden Sie Ihre Schwester sicher,“ sagte er, „besonders wenn Sie sich nach den Orten begeben, wo die Leichen zur Schau ausgestellt sind, was natürlich geschehen muß, damit Jedes seine Lieben wiederfinden kann, denn Vielen wird es gehen wie Ihnen.“

So gräßlich nun auch die Ungewißheit war und so ungern Victor von seinem Vorhaben abstand, so sah er doch das Kluge des Rathes wohl ein und machte sich deshalb auf den Heimweg, besonders da der Abend nahe herangekommen und zu Hause Niemand wußte, wo er geblieben war.

Auf dem Heimwege begriffen, durchschritt er eine Straße, die er erst nicht berührt hatte, und mußte ein wenig stehen bleiben, weil die Soldaten mit dem Wegräumen einer Barricade beschäftigt waren, die zusammengestürzt ihren Durchgang verloren hatte und die Straße gänzlich sperrte.

Victor stand ruhig und war in tiefe Betrachtungen versunken, er sah, wie ein Stück der schönsten Möbel nach dem andern zum Vorschein kam, die zertrümmert und zerschossen waren und an denen vielleicht die Thränen von Frauen hingen, denen man sie genommen hatte und die sich dieselben anzuschaffen nie wieder im Stande waren.

Als ein umgestürztes Sopha weggenommen wurde, sah er die Leiche eines sehr jungen Freischärlers — denn noch kein Bart umkränzte das Kinn — den ein Schuß in's Herz getödtet hatte. Der Hut war ihm vom Kopfe gefallen und der Mann vorwärts mit dem Gesichte auf einen Kasten gestürzt. Später war das Sopha herabgerissen worden und hatte ihn begraben oder wenigstens den Blicken seiner Kameraden entzogen, ihn aber auch vor weiterer Verletzung geschützt und in dieser Lage traf man ihn auch jetzt noch.

Victor ward aufmerksam. Sobald es ihm möglich war, trat er hinzu, hob den Kopf und erkannte seine Schwester, die, durch das Aufschlagen wenig entstellt, auch im Tode noch ihre frühere Schönheit bewahrt hatte.

Er riß sie in die Höhe, nahm sie in seine Arme und versuchte, ob er kein Lebenszeichen fände; aber es war vergebens. Die Kugel war tief in das franke Herz gegangen und hatte sein stürmisches Klopfen für immer gestillt.

Victor hielt sie fest in seinen Armen, er hätte sie gern allein fortgetragen, damit keine andere Hand ihren jungfräulichen Körper berühren sollte, aber dies war ihm nur eine kurze Strecke möglich, denn die Anstrengungen und Erschütterungen des heutigen Tages hatten seine Kräfte ganz erschöpft und er mußte froh sein, daß

sich ein paar Männer fanden, die ihm für schweres Geld seine Bürde abnahmen und glücklich durch das Getümmel bis an sein Haus schafften, von wo er sie durch seine eigenen Leute herauftragen ließ, denen er natürlich Vorsicht und Stille anempfahl, damit seine Mutter nicht erschreckt würde.

Sie hatte indeß das Bett verlassen und erschien an der Thüre ihres Zimmers, sobald sie ein ungewöhnliches Geräusch auf dem Corridor hörte.

Udele hatte nämlich ihren Mann vermißt und Marien aussuchen wollen, um sie nach ihm zu fragen, aber auch diese nicht gefunden. So war denn eine Stunde nach der andern vergangen und sie hoffte vergebens, daß eins oder das andere zurückkehren sollte. Sie hatte durch die Angst ganz den Kopf verloren und lief zu ihrer Schwiegermutter, um der ihre Besorgnisse mitzutheilen, ohne zu bedenken, welche nachtheiligen Folgen ihr unsinniges Beginnen haben konnte.

Die Mutter sprang aus dem Bette, kleidete sich an und ging von einem Zimmer zum andern und von Fenster zu Fenster. Als der Arzt kam, um Clostilben zu besuchen, trauete er kaum seinen Augen, als er seine Patientin umherlaufen sah, doch ließ sie sich weder durch seine Vorstellungen noch durch seinen Zorn bestimmen, sich wieder zu Bett zu begeben.

Victor trat sogleich auf sie zu, führte sie in ihr

Zimmer zurück und sagte ihr, daß er die Leiche eines Freischärlers, eines Freundes von Max, aufgesucht und sich dabei ein wenig verspätigt habe. Er hätte gehofft, ihn noch lebend zu finden, aber er wäre schon zu spät gekommen.

Die Mutter glaubte seinen Worten, man hatte Marien den Hut wieder aufgesetzt und deshalb hatte sie ihr Gesicht nicht erkannt, sie war froh, wenigstens ihren Sohn wiederzusehen und hatte vergessen, nach ihrer Tochter zu fragen.

Er blieb einige Minuten bei ihr und bat sie, sich zur Ruhe zu legen, aber schon nach einigen Augenblicken besann sie sich und fragte, wo Marie wäre.

Da sie sah, daß Victor mit der Antwort zögerte und Schmerz und Unruhe nicht verbergen konnte, drang sie immer mehr in ihn und er hielt es zuletzt für das Beste, ihr die Wahrheit zu gestehen.

Sie war ganz starr vor Entsetzen. Glücklicher Weise trat der Arzt ein, nach welchem Victor geschickt, um zu sehen, ob es keine Möglichkeit sei, seine Schwester zu retten, und er mußte schnell einen Aderlaß verordnen, um einen Schlagfluß abzuwenden. Es war das Schrecklichste, was ihr hätte widerfahren können, ihre Tochter auf diese Weise zu verlieren, und die Wuth war fast größer wie der Schmerz; sie hätte lieber den Verband der Ader aufgerissen, um sich zu verbluten,

aber ihr Sohn bat so flehentlich, um seinetwillen ruhig zu sein und das Maaß des Unglücks in ihrem Hause nicht noch mehr zu füllen, daß sie endlich vernünftiger und ergebener ward.

Jeder Versuch, Marien wieder zum Leben zu bringen, war nutzlos, und der arme Victor war der Verzweiflung nahe. Er wünschte die Freiheit und ihre Kämpfer sonst wohin, da sie so viel Unglück über sein Haus gebracht. Clotilde lag noch immer ohne Besinnung und die Nacht glich der vorigen an Unruhe.

Weder er noch seine Gattin kamen in ein Bett, sie mußten sich in die Wache bei den Kranken theilen. Seine Mutter ward ruhiger, und die Zeit, die ihm dadurch ward, benutzte er, um Mariens Schreibtisch zu durchstöbern und zu sehen, was sie von ihm noch wünschte.

Ihr Vermächtniß bestand hauptsächlich darin, daß sie dem Hausmanne, wenn er zum Dienste unfähig würde, eine lebenslängliche Pension von ihrem Vermögen und jedem seiner Kinder einige hundert Thaler zu ihrer häuslichen Einrichtung sicherte, zum Lohne für die treuen Dienste, die er ihr stets so bereitwillig und besonders am letzten Tage ihres Lebens geleistet.

Auch ihr Tagebuch nahm er an sich, damit ihre Mutter nicht die Ergüsse ihres schwärmerischen, für die Freiheit glühenden Geistes und ihres edlen, wenn auch

Franken und von Bitterkeit erfüllten Herzens in die Hände bekäme, und vernichtete was er nicht aufbewahren wollte.

Von dieser Beschäftigung ging er öfter zu der geliebten Todten und schauete ihr in die ruhigen, verklärten Züge. Es war, als fühlte er das Wehen ihres Geistes um sich, weil er ihren Wunsch erfüllt und sie nach Hause geschafft hatte. Der milde Schmerz der ersten Augenblicke hatte seinen Stachel verloren; eine unaussprechliche Wehmuth erfüllte seine Brust, daß sie hienieden nicht das Glück gefunden, das sie verdiente; aber er gönnte ihr die Ruhe, wußte er doch nicht, was ihnen Allen noch vorbehalten war.

Am nächsten Tage schrieb er an seine Verwandten in Berlin, meldete ihnen das neue Unglück und bat seine Tante flehentlich, schleunigst zu ihnen zu kommen, da sowohl für Clotilden als seine Mutter ihre Gegenwart sehr erwünscht sein müßte.

Der übrige Theil des Tages verging unter Anordnungen zu der Feier des Leichenbegängnisses und sonstigen nöthigen Geschäften.

In der Stadt war es ruhig geworden, der Kampf war eingestellt und die Soldaten Herren der Stadt. Die unglücklichen noch lebenden und nicht verwundeten Demokraten flohen und lenkten ihre Schritte größtentheils nach der Pfalz, wo sie noch zu erreichen hofften,

was ihnen hier nicht gelungen war. Was nicht entkommen konnte, ward verhaftet, und Viele starben unter größtlichen Schmerzen an ihren Wunden, Manche änderten auch vielleicht ihre Meinung und verleugneten die Partei, der sie so eben noch angehört, aber jeder Einwohner der Stadt dankte gewiß Gott, daß die Lage des Schreckens und des Jammers vorüber waren.

Clotildens Zustand blieb immer derselbe; die Tante ließ sie in ihr Zimmer schaffen und verließ ihr Bett, um sie selbst zu pflegen. Einmal glaubte sie, die Kranke würde unter ihrer Pflege sich schneller erholen, und dann hoffte sie, ihre Aufmerksamkeit würde sich von ihrem eigenen Unglück ablenken, denn der Arzt hatte ihr gesagt, daß hier seine Kunst scheitere; er wisse nicht einmal, ob die furchtbare Nervenerschütterung eine Krankheit des Körpers oder stillen Wahnsinn bei ihrer Nichte hervorgerufen hätte, zweifelt aber auf jeden Fall an ihrer Herstellung.

Diese Nachricht wirkte wie ein elektrischer Schlag auf die Tante, sie ließ ihren Sohn rufen, theilte ihm die Lage der Sache mit und meldete ihm, daß sie entschlossen sei, wenn ihre Schwester nicht bald käme, mit Clotilden nach Köfen abzureisen.

„Wenn es eine Möglichkeit ist,“ sagte sie, „daß sie wieder genesen kann, so muß es dort geschehen, [wo wir still und abgeschieden in einem kleinen Häuschen

in der freien herrlichen Natur wohnen wollen und die sowohl für den Geist als für den Körper kräftigenden Bäder brauchen werden. Ich werde Alles thun, um wenigstens ihr Leben zu erhalten, nicht bloß um meiner Schwester, sondern auch um meinethwillen, denn ich glaube, ich liebe sie eben so wie Marien, und sie könnte mir ihre Stelle ersetzen.“

Victor war froh über den Entschluß seiner Mutter, er war ihm ein Beweis, daß sie sich aus ihrem finstern Brüten herausgerissen hatte. Er glaubte, die durch die Krankheit geschwächten Kräfte würden sich durch Thätigkeit weit leichter ersetzen, als wenn sie noch länger im Bett liegen sollte, und er sagte ihr, daß er augenblicklich an die Badedirection in Köfen schreiben wolle, damit sie bei ihrer Ankunft dort ein Logis bereit fänden; wenn es ihnen nicht zusage, könnten sie es später immer mit einem anderen vertauschen.

Sie besorgte Clotildens Pflege, ging öfter an Mariens Sarg, traf Anordnungen zur Reise und empfangung und bewirthete einige Freundinnen Mariens, welche gekommen waren, dieselbe noch ein Mal zu sehen, ihr Kränze zu bringen und Abschied von ihr zu nehmen.

Das Fortschaffen der Leiche am andern Morgen war allerdings noch eine harte Probe für ihre Standhaftigkeit; besonders als ihr Sohn fort war und sie mit der Kranken Clotilde und mit dem Arzte allein, rang sie

im stummen Schmerze die Hände, und Angst und Jammer schienen ihr die Brust sprengen zu wollen; aber es ging besser vorüber, als man gehofft.

Marie ward sehr früh in aller Stille und ohne großes Gefolge auf den Friedhof gebracht und hatte ihr Grab, wie sie es gewünscht, neben Max erhalten. Was das harte Leben getrennt, hatte der Tod mitleidig vereint.

Ihr Bruder, der vor drei Tagen nicht geahnt hatte, daß er heute diesen Weg noch einmal machen müßte, um Die zu begleiten, für die er gezittert, war sehr angegriffen. Zehn lange Jahre mit ihren Sorgen und Mühen hätten seiner Stirn nicht tiefere Furchen eindrücken können, als diese drei Tage es gethan; er fühlte jetzt erst, wie sehr er sie geliebt.

Gleich nach seiner Rückkehr trat er bei seiner Mutter ein, ging auf sie zu und drückte ihr schweigend die Hand. Sie schloß ihn in ihre Arme und ein krampfhaftes Schluchzen verschaffte ihrer gepreßten Brust Luft. Sie weinte bitterlich in den Armen ihres Sohnes, und diese Thränen, die ersten nach Mariens Tode, verschafften ihr eine größere Erleichterung, als alle Arzneien des Arztes im Stande gewesen wären.

Clotilde hörte in ihrem Delirium das Schluchzen, richtete sich auf und nachdem sie lange unstät umhergeblickt, fragte sie ihre Tante:

„Weinst Du denn auch so um meinen Mar und wo ist denn Marie? Ich habe solche Sehnsucht nach ihr und sie kommt gar nicht einmal zu mir.“

Die Tante antwortete:

„Du hast sehr lange geschlafen, Clotilde, Marie ist unterdessen auch gestorben und es ist recht öde und einsam im Hause, es wäre besser, wenn wir verreisten. Willst Du mich begleiten, so stehe auf und ziehe Dich an, damit wir abreisen können.“

Clotilde erhob matt ihren Kopf, ließ ihn aber sogleich wieder sinken und sagte:

„Marie ist auch gestorben? Die Glückliche! Und ich werde noch lange warten müssen, während sie Alle beisammen sind, Georg, Mar und Marie. O, daß ich noch dableiben muß!“

Und dann brach sie in einen Thränenstrom aus. Nach einer Pause fragte sie:

„Wollen wir zu meinen Eltern reisen? Ich möchte so gern zu meiner Mutter und dort sterben.“

Die Tante tröstete sie damit, daß ihre Mutter kommen und mit ihnen reisen würde, sie dankte ihrem Gott für den Beweis, daß sie nicht wahnsinnig war, sondern ihre Erinnerung klar und sie bei vollem Bewußtsein.

Sie ließ es deshalb ruhig geschehen, daß sie sich wieder niederlegte, um zu schlafen, und bat ihre

Schwiegertochter, Alles zu holen und zu besorgen, was sie für den andern Tag brauchten und sie nicht selbst herbeischaffen konnte.

Sie packte ein, gab Befehle und war gegen Abend völlig reisefertig. Da sie nur ein Mädchen mitnehmen wollte und weder ihre Schwester noch ihr Schwager kamen, so erbot sich Victor, sie bis hin zu begleiten, was sie auch gern annahm. Sie schlich wohl zwanzig Mal auf den Behen an Clotildens Bett, um zu sehen, ob noch keine Besserung eingetreten sei und zählte die Minuten.

So wie sie nichts mehr zu besorgen hatte, war auch ihre Kraft erschöpft, die Zeit ward ihr lang und sie warf sich bald weinend, bald klagend auf ihre Ottomane.

Endlich am späten Abend hielt ein Wagen vor der Thür und Clotildens Eltern stiegen aus.

Der Criminalrath, welcher seine Frau nicht allein reisen lassen wollte, hatte seines Dienstes wegen nicht sogleich fortgekonnt, und auch auf der Eisenbahn hatten sie Aufenthalt gehabt, denn von Leipzig aus längs der ganzen Bahn hin war es unruhig und hier und da stand Militär, um Zuzüge von Kämpfern zu verhindern.

Die Reisenden eilten, daß sie herauflamen, stürzten in das Zimmer und die beiden Schwestern umarmten sich im bitteren Schmerz, sie hatten Beide viel gelitten.

Josephine trat an das Bett ihrer Tochter, sie war nicht überrascht, sie krank zu finden, sie hatte es erwartet, aber doch erschrak sie über ihr Aussehen; ihr Gesicht war weißer als eine Lilie; die blauen Adern lagen klar und durchsichtig da und zeigten den trügen Lauf des Blutes; Augen, Schläfe und Wangen waren eingesunken, und hätte man nicht den leisen, kurzen Athem bemerkt, so hätte man sie für eine Leiche halten und in den Sarg legen können.

Ihre Mutter war außer sich vor Schmerz und brach in ein lautes Schluchzen aus, durch welches Goltz erweckt ward.

Als sie ihre Mutter erblickte, schlang sie ihre Arme um deren Hals und murmelte:

„Gott sei Dank, daß Du gekommen bist, nun werde ich auch sterben können, Marie hat mich eben gerufen.“

Ihre Mutter sagte ihr:

„Du darfst nicht sterben; denke, in welchem Schmerze Du mich zurücklassen würdest, mich, die ich nicht mit Dir gehen kann, weil ich bei Deinen andern Geschwistern bleiben muß. Du mußt alle Kraft zusammennehmen und das Unvermeidliche ertragen um meinetwillen.“

Auch ihr Vater kam an ihr Bett und redete ihr zu, nicht weichlich der Schwäche Raum zu geben, sondern

muthig zu tragen, was Gott geschickt, der es ja doch zu Aller Bestem lenke.

Clotilde schwieg. Sie schien kaum zu hören, was ihre Eltern sagten und die Tante wollte nicht, daß sie noch mehr belästigt würde und brachte deshalb die auf Morgen bestimmte Reise zur Sprache, und ihre Schwester, die eigentlich die Idee gehabt hatte, ihre Tochter zu holen und mit nach Schlesien zu nehmen, änderte ihren Plan und war schon ihrer Schwester willen gern bereit, mit nach Kösen zu gehen, da sie dieselbe nach Mariens Tode nicht allein lassen wollte und Clotildens Kränker fand als sie gedacht.

Sie hoffte daher, daß der Aufenthalt im Bade ihr zuträglich sei und hat ihren Mann, die jüngeren Kinder nach Schlesien zu bringen, die sie dann, wenn Clotilde genesen, wieder abholen werde und ihrem Versprechen zufolge, einige Wochen bei ihrer Schwester bleiben wollte.

Der Criminalrath wollte Frau und Kind sicher an Ort und Stelle wissen, sorgen, daß ihnen dort nichts fehle und sagte seinem Neffen, daß, wenn er die Reise nicht gern machen und jetzt lieber in Dresden bleiben wolle, er die Damen sicher hinbringen würde, was der letztere auch zufrieden war.

Unsere Reisenden fuhren demnach am andern Tage

ternehmungen, aber ein so tragisches Ende glaubte Keins von ihnen.

Da er der Gefahr immer glücklich entronnen war, waren sie muthiger und sicherer geworden und glaubten das Ziel seiner rastlosen Thätigkeit noch weit hinausgerückt; auch hatte er ihnen versprochen, wenn seine Geschäfte dort beendet, sie zu besuchen, und diese Aussicht erfüllte sie mit der größten Freude, denn es war nun ein Jahr, daß sie ihn nicht gesehen.

Für Georgiana war dieses Jahr ein trauriges gewesen; es hatte sich nichts in ihrem Leben geändert, als daß es noch einförmiger geworden war. Was andere junge Mädchen ergözte, das hatte für sie schon lange allen Reiz verloren und es fand sich auch mit der Zeit nicht wieder.

Ihre Mutter war verdrießlicher und einflößiger als früher, ihr Bruder nicht da und sie in steter Sorge um ihn; Clotilde, ihre Herzensfreundin, so lange abwesend; Georg, den sie als Jugendgespielen innig liebte und der stets so fröhlich und gut war, todt; Auguste, die sie immer so verständig, liebevoll und theilnehmend fand, auch hinübergegangen; das Einzige, was ihr noch blieb, war die Liebe, die innige Liebe ihres Vaters, und diese hatte namentlich in dem letzten Jahre sehr zugenommen, und dies, nebst dem, was sie in Frau Brühms

Hause erlebte, waren die einzigen Silberblicke in ihrem freudelosen Leben.

Ihre Mutter hatte, um sich zu zerstreuen, wieder einen Besuch bei Helenen gemacht, und Georgiana war in dieser Zeit in dem Zusammenleben mit ihrem Vater unaussprechlich glücklich, besonders da der Letztere sich auch wohler und erleichterter fühlte; aber sie ward sehr betrübt, als ihre Mutter kränklicher und verdrießlicher als sie abgereist, zurückkehrte.

Ihre Besuche bei Frau Bruhm hatte sie ununterbrochen fortgesetzt; so oft es ihr möglich war, ging sie hin und freute sich mit der Großmutter über die Fortschritte des Knaben, plauderte mit ihr und theilte ihre kleinen Sorgen und machte ihr manche heimliche Freude. Auch sorgte sie für die Bedürfnisse des Knaben, so viel in ihren Kräften stand.

Es war ein sehr artiges, liebenswürdiges Kind, welches mit großer Liebe an ihr hing und ihr immer bittere Vorwürfe machte, wenn sie einige Tage nicht zu ihnen gekommen war. Für seine Großmutter war es der einzige Ersatz für den Verlust ihrer Tochter, und die Verhältnisse, unter welchen es die Welt betreten, waren allmählig vergessen worden; sie lebte nur in dem Kinde und für das Kind, und hatte für nichts Anderes mehr Sinn.

Ihre Mutter war ausgegangen; sie trank mit

ihrem Papa gemüthlich ihren Thee. Er redete ihr zu, sich doch Clotildens Mutter auf ihrer beabsichtigten Reise nach Schlesien anzuschließen, da dieselbe sie so sehr darum gebeten und es sowohl für ihre Stimmung als für ihre Gesundheit zuträglich wäre, wenn sie auf einige Wochen das Haus verliesse und bei ihrer Schwester bliebe.

Georgiana zweifelte an der Einwilligung ihrer Mutter, doch diese versprach ihr der Vater auszuwirken, eben so wie er sie über den Punkt zu beruhigen suchte, daß sie sich nicht von ihm trennen wollte, weil er die kleinen Dienstleistungen von ihrer Seite, an die er gewöhnt war, nicht entbehren sollte.

Während sie noch über diesen Punkt hin und her sprachen, ward ein Herr gemeldet, der den Geheimrath allein zu sprechen wünschte.

Er ward hereingeführt und Georgiana entfernte sich und kehrte erst wieder zurück, als sie denselben das Haus verlassen sah.

Sie fand ihren Vater in großer Aufregung im Zimmer auf- und abschreitend, und er war so außer sich, daß er ihren Eintritt gar nicht bemerkt hatte, ja auf ihre schüchterne Frage, ob ihm etwas Unangenehmes widerfahren, gar keine Antwort gab. Sie trat näher zu ihm heran und fragte lauter.

Er fuhr zusammen und sagte ihr:

„Der Herr war aus Dresden und ein Abgesandter Deines Bruders. Er kam, um mir zu sagen, daß dort der Kampf in eben solchem Grade wüthet, als voriges Jahr bei uns.“

Georgiana erblaste. „Also war ihr Bruder wieder in Gefahr. Endlich fragte sie:

„Hat Dir Max geschrieben?“

„Ja,“ antwortete der Vater, „nur zwei Zeilen mit Bleistift, in welchen er mich bittet, ein Portefeuille mit wichtigen Papieren, die ihm anvertraut waren, die er aber jetzt bei sich nicht mehr für sicher hält, aufzuheben. Sein Freund führte sie bei sich und versicherte mir, daß man sie bei einem alten Christkaten und treuen Staatsdiener am Wenigsten suchen würde. Ich war entrüstet, weigerte mich als loyaler Unterthan, es zu thun und sagte ihm, sie sollten froh sein, wenn ich nicht anzeigte, was sie mir zugemuthet und ihr ganzes Complot verriethe. Ich mußte jedoch das Billet meines Sohnes zu Ende lesen und er schrieb weiter: „Komme ich mit dem Leben und überhaupt glücklich davon, so will ich sie selbst abholen; sollte es aber Gott anders beschloffen haben, dann sende ich einen Andern an meiner Stelle.“ Diese Worte änderten meinen Entschluß; die Vaterliebe hieß die Stimme der Pflicht schweigen; ich habe die Papiere hier behalten; entsetze daraus, was auch immer wolle, ich werde sie gut aufbewahren, doch

Deine Mutter, mein Kind, darf keine Ahnung davon haben, hörst Du, meine Tochter?"

Georgiana nickte mit dem Kopfe, und als ihr Vater mit der Mappe das Zimmer verlassen hatte, faltete sie ihre Hände und betete, daß Gott ihren Bruder in seinen Schutz nehmen und den Ausgang der Sache nicht zum Nachtheil ihres Vaters lenken möge.

Ihre Mutter kehrte spät zurück. Georgiana erzählte ihr, daß ein Reisender aus Dresden hier gewesen und die Nachricht gebracht habe, daß ein fürchterlicher Straßenkampf dort begonnen habe. Mar sei, wie sie sich wohl denken könne, mit unter den Kämpfenden, aber bis jetzt noch unversehrt.

Ihre Mutter ward durch diese Nachricht furchtbar aufgereggt, aber zweifelte noch an der Wahrheit derselben. Als jedoch ihr Gatte aus seinem Clubb nach Hause kam und auch die Zeitungen diese Nachricht bestätigten, da kannte ihre Angst keine Grenzen und sie wollte sich lieber nach Dresden auf den Weg machen. Ihr Gatte redete ihr zu, dies zu unterlassen, und setzte ihr aus einander, wie schwierig es sei, bis zu ihrem Sohne zu gelangen, wenn sie auch Dresden selbst glücklich erreiche, da sie ja in Berlin gewohnt und viele Tage ohne Nachricht geblieben sei.

Sie mußte ihm hierin Recht geben und später beherrschte sie auch den Gedanken und bestimmte sie noch

mehr zum Bleiben: „Wenn ich mich um meinen Sohn bekümmere, so heißt dies sein Treiben gutgeheissen, und er ist doch nichts Anderes als ein Empörer, der mit jedem Tage tiefer sinkt.“ Sie erschien daher so ruhig als möglich und verbarg vor Jedem, was in ihrem Innern tobte.

Endlich, am dritten Tage nach dem Besuche des Reisenden, trat der Briefträger ein und brachte einen Brief aus Dresden, der, wie sie glaubte, Nachrichten von ihrem Sohne enthalten müßte; aber die Hand war eine fremde und nicht einmal das Siegel das ihres Sohnes.

Dazu kam noch, daß er an den Geheimrath adressirt war, und sie hatte nicht den Muth, ihn zu erbrechen, so gern sie auch Nachricht haben wollte.

Ihr Gemahl war ausgegangen; sie erwartete seine Rückkehr mit der größten Ungeduld, den Brief stets in der Hand haltend, ihre zitternden Finger berührten krampfhaft das Siegel und hätten es fast ohne ihren Willen gelöst. Aber sie behauptete die Herrschaft über sich selbst und wartete, bis ihr Gatte zurückkehrte, wohl eine Stunde, indem sie von einem Fenster zum andern lief und ängstlich auf seine Schritte lauschte.

Endlich sah ihn Georgiana kommen, sie sprang ihm die Treppe hinunter entgegen, gab ihm den Brief,

welchen er augenblicklich erbrach und, noch ehe er eintrat, zu lesen begann.

Georgiana betrachtete aufmerksam den Wechsel in seinen Zügen und ahnete nichts Gutes; auch ihre Mutter war herausgekommen und betrachtete ihn eben so gespannt. Als er zu Ende war, ließ er den Brief langsam sinken und taumelte gegen die Balustrade der Treppe, indem er laut stöhnte:

„Todt! todt!“

Seine Frau raffte den Brief auf und las ihn wieder und immer wieder, indem sie schrie:

„Todt, todt! es ist nicht möglich, es kann nicht sein, ich habe ihn nicht noch einmal gesehen, gerechter, barmherziger Vater, was soll ich anfangen! Ich muß ihn sehen, ich muß mein Kind sehen! mein geliebtes Kind, meinen einzigen Sohn!“

So ging das Schreien und Jammern fort. Ein Ausruf des Schmerzes verdrängte den andern und überaschte um so mehr bei einer Frau, die noch keine Minute in ihrem Leben außer Fassung gekommen war und stets ihre Würde zu behaupten gewußt hatte.

Sie las den Brief noch Ein Mal, um neue Qualen zu empfinden, denn was sie vorhin übersehen, bemerkte sie jetzt, nämlich, daß er schon begraben war und es ihr nicht vergönnt sei, ihre Hand noch Ein Mal

segnend auf sein Haupt zu legen. Es war Alles vorüber, sie ward immer trostloser.

Georgiana, die immer auf Unglück vorbereitet und mit dem Schmerze vertraut war und sich seit Jahren gewöhnt hatte, ihre Leidenschaften zu zügeln, war die ruhigste und besonnenste von Allen.

Sie trug Sorge, daß ihr Vater nicht vom Schmerz übermannt würde, führte ihn herein auf ein Sopha und sparte keine Liebkosung, um ihn zum Reden zu bringen; sie glaubte, Worte würden seine Qual lindern.

Ihre Mutter ließ sie vor der Hand gehen, denn sie hatte immer gehört, daß die Macht der Leidenschaft schon halb gebrochen ist, wenn sie sich laut äußert.

Eine Stunde mochte so vergangen sein, als der Criminalrath eintrat, welcher, wie wir wissen, mit dem Briefe seines Neffen, auch die Uhr und den Siegeltring Marens erhalten hatte, welche der Erstere nicht direkt an seine Eltern schicken wollte.

Der Criminalrath brachte sie ihnen jetzt und wollte überhaupt sehen, ob seine Anwesenheit bei ihnen etwas nützen könne. Er war ebenfalls sehr erschüttert, denn der Schmerz um den eigenen Sohn war durch diese Nachricht wieder erneuert worden. Er hatte Maren geliebt und geschätzt, und betrauerte denselben aufrichtig und zitterte für seine Tochter.

Deshalb war ihm der Gang in das Haus seiner

Freunde kein leichter und er zögerte lange, ehe er die Gegenstände herausbrachte, welche den Schmerz von Neuem heraufbeschwören mußten.

Endlich that er es, und der Jammer ging von Neuem an, besonders als sie hörten, daß Marie den Ring von der Hand des Todten gezogen.

Er verhielt sich ruhig, bis der erste Ausbruch vorüber war und fragte dann, ob nicht Eins oder das Andere entschlossen sei, ihn und seine Frau auf einer Reise nach Dresden zu begleiten, die er, sobald es seine Dienstgeschäfte erlaubten, unternehmen wolle, um Clotilden abzuholen, und verließ sie dann mit der Bitte, sich die Sache zu überlegen.

Es wurde lange hin und her berathen, was das Beste sei. Bald wollten sie alle Drei gehen, bald Mutter und Tochter allein und zuletzt kam man dahin überein, daß weiter nichts bliebe, als das Grab ihres Sohnes zu sehen, denn bei seinem Sterben war Niemand gegenwärtig gewesen, der ihnen etwas hätte darüber mittheilen können, und das blieb ihnen, bis sie gefasster waren und in Dresden Ruhe und Ordnung wiederhergestellt war.

Man gab daher alle Reisegedanken auf, besonders da dem Geheimrath das ihm anvertraute Portefeuille einfiel, was, wie er hoffte, ihm bald wieder abgefordert werden würde.

Der Criminalrath und seine Frau waren abgereist, und traurig und langsam schlichen ihnen Tage und Stunden dahin. Der Geheimrath war selten bei seiner Familie, und meistens in seinem Kabinet, um zu arbeiten, aber es blieb gewöhnlich blos bei dem Willen, denn wenn er auch Alles zurecht gelegt und die Feder zur Hand genommen hatte, so fehlten ihm die Gedanken, welche stets in die Vergangenheit schweiften, bei seinem Sohne verweilten und ihm denselben entweder als lieblichen Knaben, als hoffnungsvollen Jüngling, später als Mann in seiner ernstestn Thätigkeit, oder als Kämpfer für die neuen Ideen in der Fülle der Jugend und Kraft mit dem Tode ringend oder wohl gar als verstümmelte Leiche vor die Seele führten.

Er gedachte Clotildens in ihrer Lieblichkeit und des Schmerzes, der ihre Seele jetzt zerriß, aller der Hoffnungen, die er an dieses Band geknüpft, aller der Freuden, die er von der Zukunft geträumt. Er sah den Jammer seiner Gattin und ein einsames, trauriges Alter vor sich. Nur was er verloren, stand ihm vor der Seele; was ihm geblieben war, das sah er nicht.

Ohne zu wissen, wie es gekommen, stahlen sich Thränen die Wangen herab, er mußte die Feder weglegen und mit der Arbeit war es vorbei.

So hatte er sich auch heute wieder hingesezt, um zu arbeiten, war aber in dumpfes Brüten versunken

und achtete nicht darauf, daß es vor seiner Thür ziemlich lebhaft war. Erst als er Georgiana's Stimme lauter als gewöhnlich hörte, wurde er aufmerksam. Sie rief:

„Der Vater arbeitet und darf nicht gestört werden, und ich muß die Herren bitten, sich wieder herzubemühen oder wenigstens in ein anderes Zimmer zu treten, bis ich es ihm gesagt habe.“

Er stuzte. Was sollte dies bedeuten? Augenblicklich dachte er an die Papiere. War er verrathen? Es konnte nicht sein. Aber es war doch so. Seine Arbeitsstube hatte noch einen Ausgang. Georgiana wollte ihn darauf aufmerksam machen, das errieth er. Er brauchte das Portefeuille nur in ein anderes Zimmer zu tragen, sie würde es schon wegnehmen und verstecken, das wußte er. Weiter hatte er nichts Verdächtiges unter seinen Papieren, und wenn er dies that, so war er gerettet. Aber trotzdem, daß ihm dies Alles klar vor der Seele stand, blieb er sitzen, ohne sich zu rühren. Er war wie gelähmt, und hörte, wie eine Stimme auf die Einwendungen seiner Tochter antwortete:

„Im Namen des Königs, wir müssen eintreten.“

Die Thür ward aufgerissen und er erkannte einige Agenten der Polizei, von einem noch ziemlich jungen Offizier angeführt.

Georgiana warf durch die offene Thür einen raschen Blick in das Zimmer, und als sie ihren Vater bleich, aber ruhig auf seinem Stuhle sitzen sah, glaubte sie, er hätte ihren Wink nicht verstanden und eilte hinaus, um vielleicht etwas Anderes zu seiner Rettung unternehmen zu können, denn hier konnte ihre Gegenwart nichts nützen.

Der Offizier trat vor und sagte:

„So leid es mir thut, zwingt mich doch meine Ordre, das Arbeitszimmer des Herrn Geheimraths zu durchsuchen, weil nach der Aussage eines in Dresden verhafteten Demokraten wichtige Papiere der Auführer bei Ihnen aufbewahrt werden.“

Herr von Beierfeld verzog das Gesicht zu bitterem Hohne und antwortete:

„Mein Herr, so schrecklich die Zeit auch jetzt ist und so viele Beispiele von himmelschreiender Ungerechtigkeit sie auch geliefert haben mag, so hätte ich doch geglaubt, daß alle Staatsdiener, die ihrem König ihr ganzes Leben geopfert, ihm bald fünfzig Jahre in seltener Treue gewidmet, mit solchen schmähtlichen Beschuldigungen verschont würden. Doch erfüllen Sie Ihre Pflicht, der Erfolg wird lehren, wie Unrecht Sie mir gethan.“

Der Offizier war aus der Fassung gebracht, verbeugte sich tief vor dem Manne, der eben mit so viel Würde gesprochen und stand im Begriff, unter tausend

Entschuldigungen sich wieder zu entfernen, als ein subalternen, aber im Dienst ergraueter Beamter ihn am Rock zupfte und sagte:

„Es wäre pflichtwidrig, wenn wir, ohne das Zimmer zu durchsuchen, wieder fortgehen wollten, besonders da die Angaben so genau sind. An Reden dürfen wir uns im Dienst nicht kehren,“ und der Offizier drehte sich beschämt wieder um.

Der Geheimrath setzte sich auf's Sopha, und die Beamten durchsuchten seinen Schreibtisch, überließen mit den Augen des Luchses jedes Blättchen, spähetem nach der Unterschrift eines jeden Briefes, aber nichts Verdächtiges fand sich. Nirgends sahen sie den gefeierten Namen eines Hochverräthers. Außer einigen unschuldigen Privatpapieren erblickten sie nur Entwürfe zu Arbeiten und fertige, meist dienstliche Sachen. Auch in seiner Privatcorrespondenz war nichts, was auch nur einen Schatten von Verdacht auf ihn hätte werfen können. Die Herren sahen sich verlegen an, und der Ausdruck von Hohn und Sarkasmus in dem Gesicht des Herrn von Heierfeld nahm immer mehr zu. Endlich öffneten sie einen Kasten, in welchem sie schon gesucht und nur leeres Papier gefunden hatten, noch ein Mal und sahen bei genauerer Forschung das bewusste Portefeuille wohlverschlossen liegen.

Herr von Weierfeld sprang auf und rief mit Donnerstimme:

„Dies anzurühren unterstehen Sie sich nicht, es ist anvertrautes Gut, und weder Sie noch ich haben ein Recht daran. Ein Freund meines verstorbenen Sohnes hat es in meine Verwahrung gegeben und ich kann Ihnen auf mein Ehrenwort versichern, daß ich weder den Schlüssel dazu besitze, noch seinen Inhalt kenne, wie ich überhaupt nichts von den Verbindungen der Demokraten weiß.“

Der Offizier sagte, daß er seinen Worten vollen Glauben schenke, daß es aber gerade dieses Portefeuille sei, was sie gesucht und daß sie es mitnehmen müßten.

„Ueberhaupt muß ich Sie bitten, mein Herr, mir zu folgen,“ sprach er weiter. „Sie sind wenigstens vor der Hand mein Arrestant, und der Gang Ihrer Untersuchung wird lehren, in wie weit Sie schuldig sind.“

Der Geheimrath erblaßte und sagte:

„Unmöglich, mein Herr, kann das Ihr Ernst sein.“

Der Offizier zuckte die Achseln und zeigte auf seine Ordre.

„Nun, so erlauben Sie,“ sprach der Geheimrath kalt, „daß ich wenigstens erst von meiner Frau und Tochter Abschied nehme, ich werde gleich wieder bei

Ihnen sein, und wenn Sie fürchten, daß ich Ihnen entfliehe, so lassen Sie die Ausgänge besetzen.“

Mit diesen Worten verschwand er durch die Thür, welche in das andere Zimmer führte. Der Offizier winkte zweien von den ihn begleitenden Leuten, hinauszugehen und, im Fall es noch eine Thür gäbe, dieselbe zu besetzen. An der Hauptthür hatte er gleich bei seinem Eintritt in das Haus Wache gelassen.

Der Geheimrath kehrte nicht sogleich zurück, und die Leute in seinem Zimmer verloren die Geduld. Sie waren als Diener der Gerechtigkeit nicht gewohnt, lange auf ihre Arrestanten zu warten, aber bald darauf hörten sie einen dumpfen Knall.

Sie sahen einander betroffen an, und eine Ahnung von Dem, was vorgefallen, durchzuckte sie. Sie eilten durch dieselbe Thür, durch welche ihr Gefangener sie verlassen hatte, ihm nach und fanden ihn in seinem Schlafzimmer im Blute schwimmend.

Er hatte durch einen Schuß in den Mund seinem Leben ein Ende gemacht und die Kugel hatte den Kopf zerschmettert.

Der Gedanke, daß er, der seinem König so lange treu gedient, in seinem Alter in eine Untersuchung verwickelt werden sollte, deren Ausgang bei all seiner Unschuld zweifelhaft war, war ihm zu schimpflich und hatte seine durch den ungeheuern Jammer der letzten

Lage ohnehin im höchsten Grade angegriffenen Nerven vollends erschüttert und seine Sinne verwirrt.

Georgiana, welche auf der Flur in der Nähe der Treppe gestanden und immer gehofft hatte, einen Ausweg zur Rettung ihres Vaters zu finden, die die Wache vor der Thür beobachtete und jedes Geräusch im Hause oder auf der Straße überwachte, und überlegte, ob sie es nicht zu ihrem Vortheil benutzen könne, hörte den Schuß, eilte herbei und fand ihren Vater im Todeskampfe.

Sie stürzte auf ihn zu, fing ihn in ihren Armen auf und bat die Eintretenden:

„Um Gottes willen, sendet sogleich nach einem Arzt.“

Der Vater legte noch mit brechenden Augen seine Hand segnend auf das Haupt seines Kindes und verschied, und die Bemühungen des schnell herbeigekommenen Arztes, das entflohene Leben zurückzurufen, waren fruchtlos.

Die Füße des Offiziers waren wie an den Boden gewurzelt. Das schöne um den Vater beschäftigte Mädchen machte in ihrem Schmerze einen tiefen Eindruck auf ihn und er verwünschte im Stillen seine Mission.

Endlich bat er sie, ihren Vater auf sein Lager schaffen zu dürfen, damit sie von der Last auf ihrem

Schooße befreit würde; da er aber nur ein eifiges „Ich danke“ zur Antwort erhielt, so sah er, daß es klüger war, sich von hier zu entfernen und verließ schweigend das Zimmer.

Auch Georgiana's Mutter war durch den Schuß herbeigelockt worden, und das Entsetzen fesselte ihre Schritte auf der Schwelle. Sie schien zur Salzsäule geworden zu sein und war nicht im Stande, sich zu rühren. Der Schreck hatte um so mächtiger auf sie gewirkt, als sie nichts von dem Vorhergegangenen gesehen und nicht wußte, was der Besuch dieser Leute zu bedeuten hatte.

Als jedoch die unwillkommenen Gäste sich entfernt hatten, schien auch sie Leben und Besinnung wieder zu erlangen. Sie fragte, wie das Unglück eigentlich gekommen, gab den Dienern ihre Befehle und trennte Georgiana mit Gewalt von der Leiche ihres Vaters, welche jetzt alle Selbstbeherrschung, die sie Zeit ihres Lebens gezeigt und auch bei dem Tode ihres Bruders bewiesen, verloren hatte.

So lange sie glaubte, auf ihren Vater Rücksicht nehmen zu müssen, hatte sie dem Schmerze keinen Raum gegeben und ihn mit Gewalt in die Tiefe ihrer Seele zurückgebrängt; doch jetzt war sie dieser Pflicht entbunden, er bedurfte ihrer Kräfte nicht mehr; ein

neues furchtbares Unglück hatte sie betroffen und sie fühlte es in seiner ganzen Schwere.

Sie saß ohne Thränen, mit gesenktem Haupte und herabhängenden Händen da und ließ ihre Mutter oder die Diener kommen und gehen, ohne die geringste Theilnahme zu zeigen. Sie hatte kaum eine Antwort auf die Fragen ihrer Mutter und erwiderte keine ihrer Liebkosungen. Sie hörte nicht, wenn man sie bat, Speise oder Trank zu sich zu nehmen, und wenn man sie zwingen wollte, wehrte sie sich mit einer Heftigkeit, die man fast Wuth nennen konnte.

Der Eindruck, den das neue Unglück auf ihre Mutter gemacht, war nicht so entsetzlich; es schien ihr klein im Vergleich zu dem bereits erlittenen. Der Tod ihres Gatten war nichts gegen den ihres Sohnes, der das Mark ihres Lebens erschüttert und ihr ganzes Wesen umgestaltet hatte.

Jetzt war sie wieder sie selbst und stand in ihrer frühern Würde da. Sie schrieb an ihre Tochter Helene und theilte ihr die Schreckenskunde mit, besorgte Alles, was das Begräbniß nöthig machte, empfing einige Besuche, ordnete ihre übrigen häuslichen Angelegenheiten und rüstete sich dann zu einer längeren Reise.

Als dies Alles besorgt war, bat sie Georgiana so angelegentlich und flehentlich, wie sie noch nie gebeten, nur etwas Speise zu genießen und ein Glas Wein zu

trinken, damit sie die Kräfte habe, am nächsten Morgen, sobald der Vater zur Ruhe sei, eine Reise anzutreten. Sie sagte ihr:

„Erst wollen wir Marens Grab besuchen, Clotilden sehen und es dann Gott überlassen, wohin er die Schritte der Schwergeprüften lenken wird. Du darfst durch Deine Halsstarrigkeit meinen großen Schmerz nicht noch vermehren und solltest bedenken, daß es Deine Pflicht ist, mir die Stelle meines verlorenen Sohnes so viel als möglich zu ersetzen.“

Sie sagte dies so weich und eindringlich, wie sie sonst nicht gewohnt war, und es wirkte auf Georgiana; sie wurde folgsam wie ein Kind und schien sich sogar auf Dresden zu freuen. Sie that Alles, was ihre Mutter wünschte, packte ihre Sachen zusammen und war auch ihr bei den Reisevorbereitungen behülflich.

Das Begräbniß ihres Vaters und der Abschied von der Leiche schnitt allerdings noch tief in ihre Seele, aber ihre Mutter kannte jetzt die Feder, durch die sie den Mechanismus leiten konnte, und benutzte sie geschickt. Sie saßen eine Stunde später in der tiefsten Trauerkleidung, blos von einem Jäger und einem Mädchen begleitet, im Wagen und eilten Dresden zu.

Als ihr Wagen am Abend dieses für sie so schweren Tages vor dem Hause des Banquiers hielt, wurden sie von ihm sehr artig empfangen, hörten aber zu ihrer

großen Betrübniß, daß ihre Freunde schon abgereist waren.

Victor bot ihnen mit großer Freundlichkeit sein Haus an, so lange sie in Dresden zu verweilen gedächten, und sie nahmen es vor der Hand an. Nachdem die Mittheilung der gegenseitigen Verluste vorüber war und sich die Damen einigermaßen erholt hatten, gingen sie noch nach Marens Grabe, und hier war es, wo Georgiana zuerst Thränen fand. Sie verließen es daher weit leichter, als sie es betreten hatten. So lange sie in Dresden verweilten, besuchten sie es täglich mehrere Mal, und Frau von Weierfeld traf Anordnungen, daß ihm ein einfacher Leichenstein gesetzt würde.

Als sie diese Pflicht erfüllt hatte, sagte sie zu ihrer Tochter:

„Ich wüßte keine Stelle der Erde, wo es Ruhe und Frieden für uns giebt, wir werden überall unglücklich sein, mögen wir uns nun hinwenden, wohin wir wollen. So laß uns wenigstens vor der Hand nach Köfen gehen, wo wir treue Freunde finden, die wohl, eben so unglücklich wie wir, uns ihre Theilnahme nicht versagen werden und bei denen wir, falls uns Krankheit heimsucht, Beistand finden. Oben, wo wir alle wieder vereinigt werden, ist der Ort, nach dem wir streben, aber wir können doch nicht eher gehen, als bis uns der Schöpfer ruft; mag er uns gnädig sein und

geben, daß es nicht mehr lange bis an das Ziel unserer Sehnsucht ist.“

Georgiana umschlang sie weinend, und sie reiften, nachdem sie sich einige Tage in Dresden aufgehalten, nach Köfen ab.

XII.

Wenn ein Reisender seinen Weg zu Fuße durch das einfache, aber freundliche Kösen macht und dem Laufe der alten Straße folgt, so erblickt er ein nettes weißes Häuschen in der Mitte eines allerliebsten Gärtchens, welches, von einem braunen Stacket eingefaßt, mit eben solchen Thüren und Jalousieen geziert ist, am Fuße des Berges, dessen Spitze das Franklinthürmchen krönt. Es liegt mit dem Rücken an den Berg gelehnt, und die Vorderfenster gehen nach der Straße und zeigen nicht weit davon die Aussicht auf die Grabhäuser.

Der Besitzer des Hauses, ein reicher Holzhändler, hatte es erbaut, um es jeden Sommer an Badegäste zu vermietthen und dabei immer seine Rechnung gefunden. Denn obschon es abgelegen von dem eigentlichen Herzen des Ortes war, so hatte er es doch mit allen Bequemlichkeiten versehen, es sauber, nett und elegant

eingrichtet und Alles gethan, was den Bewohnern desselben den Aufenthalt angenehm machen konnte.

Das ganze Häuschen war mit Wein umzogen, welcher, abgesehen davon, daß er ihm ein malerisches Ansehen gab, sowohl das grelle Licht, als die zu große Wärme der eindringenden Sonnenstrahlen milderte. Seitwärts von dem Hause hinter dem Gärtchen stand eine ungeheure Linde, deren Krone fast bis an die Hälfte des Berges reichte und bei der größten Sonnenhitze den kühlsten, schattigsten Aufenthalt bot, den man sich denken konnte.

Namentlich jetzt, wo sie, von tausend Blüten bedeckt, wie beschneiet ausah und ihre Düfte weithin über die Straße sendete, saß es sich in ihrem Schatten wie in einem Paradiese, besonders da der freundliche Besitzer für hübsche weiße Tische, Gartenstühle und Bänke von derselben Farbe gesorgt hatte, damit seine Gäste ihre Annehmlichkeiten in aller Behaglichkeit und Ruhe genießen könnten.

Auch die Vorrichtung, sowohl die Soolbäder im Hause nehmen als auch das Heilwasser im Hause trinken zu können, fehlte nicht und dies Haus bewohnten für dieses Jahr unsere Freunde.

Zuerst hatten es die beiden Schwestern mit Eotilden bezogen, und obgleich es groß genug war, zwei ziemlich starke Familien aufzunehmen, so behielten sie

es doch für sich allein, denn sie wollten unbeobachtet und ungestört sein und mit Niemand verkehren. Der Criminalrath sorgte für Alles, was die Damen nur wünschen konnten, und reiste dann mit schwerem Herzen wieder ab. Der Glaube, daß er seine geliebte Clotilde nicht wiedersehen würde, die langsam wie eine Blume welkte und vertrocknete, machte ihm das Schieden schwer, und doch mußte es geschehen, da sein Dienst ihn wieder zurückrief.

Bald nach seiner Abreise erschien Frau von Beiersfeld. Sie ward durch die Stille und Abgeschiedenheit des Häuschens angezogen, wollte gern in der nächsten Nähe ihrer Freunde sein und bat deshalb, daß man sie als Hausgenossin aufnehmen möchte. Man gönnte ihr gern ein Plätzchen darin; wurde es doch dadurch etwas lebhafter im Hause, ohne daß sich Jemand zu geniren hatte, und war nicht Georgiana's Anwesenheit für Clotildens das Erwünschteste, was man haben konnte?

Schrecken und tiefer Schmerz erfüllte Josephinen und ihre Schwester bei der Kunde von dem neuen Unglück, das ihre Freundinnen betroffen, und unendliche Trauer sowohl Georgiana als ihre Mutter bei dem Anblick Clotildens, in deren Außern sich die deutlichsten Spuren zeigten, welche Fortschritte die Krankheit in dieser kurzen Zeit gemacht.

Alle sahen, daß sie ihrem Max bald folgen würde, und Niemand war im Stande, die fliehenden Lebensgeister zurückzuhalten.

Ihrer Mutter brach fast das Herz bei diesem Anblick, doch war sie ruhig und ergeben, und ließ ihr Kind selten eine Thräne sehen.

Aber die Tante konnte ihren Schmerz und ihre Sorge kaum verbergen; sie wendete keinen Blick von ihr ab, belästigte sie fortwährend mit Fragen über ihr Befinden und trieb von früh bis Abends zu Spaziergängen und Fahrten an. Sie glaubte die Genesung oder wenigstens die Besserung durch übertriebene Bewegung zu erzwingen, und brachte selbst das größte Opfer dabei, denn Ruhe und Bequemlichkeit waren ihr lieber als die schönsten Partien der Welt, aber um ihrer Nichte willen hätte sie sonst etwas gethan.

Und in der That bot ihnen die romantische Umgebung von Kösen eine Menge der lieblichsten Spaziergänge, immer einen malezischer als den andern, ohne daß man die Anlagen oder andere belebtere Promenaden zu berühren brauchte, in und auf denen sich die feine Welt, die Lebensfrohen und Glücklichen herumtummelten und wo Musik, Spiel und Gesang den ganzen Tag nicht aufhörten.

Sie konnten, ohne sich den spähenden Blicken von Neugierigen auszufsetzen, von ihrer Wohnung aus die

herrlichsten Punkte der Gegend erreichen und, wenn ihre Kräfte durch Fußpartieen erschöpft waren, sich eines Wagens bedienen, was auch bei weiten Partieen stets geschah. Sie fuhren vielleicht erst eine Strecke, um dann die nöthigen Kräfte zum Bergsteigen zu haben, oder erst dann, wenn sie ermüdet waren, wie es ihnen nun paßte.

So waren sie vier Wochen in Kösen und hatten Alles gethan, was ihnen der Arzt verordnet. Sie hatten so oft gebadet, als er es vorgeschrieben, Soole getrunken, sich Bewegung gemacht und alle nur mögliche Zerstreung gesucht. Aber alles Dieses, ja sogar die milde Frühlingsluft, die sie in reichem Maße genossen und der Duft der tausendfachen Blüthen verfehlten ihre Wirkung wenigstens auf zwei der Kranken, denn nicht blos Clotilde, sondern auch Frau von Beierfeld gingen schnell dem Grabe entgegen.

Frau von Beierfeld hatte die Schwindsucht, und diese Thatsache würde gewiß die Lachlust eines Jeden erregen, der sie vor einem halben Jahre in ihrer Copulenz gesehen, wenn das Bild, das ein Schwindsüchtiger bietet, nicht ein gar so trauriges wäre. Der Arzt hatte es weder ihr noch ihrer Tochter verhehlt und ihnen schon nach vierzehntägigem Aufenthalte gesagt, daß für ihren Zustand Kösen nicht passend sei und sie

lieber Obersalzbrunnen gebrauchen sollte. Aber sie hatte geantwortet:

„Gerade wenn mir Kösen nicht zusagt, bleibe ich, denn ich weiß, daß für mich nirgends Rettung ist. Ich will sterben, und je eher dies geschieht, um so schneller komme ich zu meinem Sohne.“

Georgiana war wieder ruhiger geworden und ihre Gesundheit ward immer fester, je mehr ihre Mutter ihrer Kräfte und ihrer Pflege bedurfte; es schien, als sollte sie noch lange leben. Auch Marianens Zustand wurde trotz Sorge und Angst immer besser; auf sie übte das Bad einen wohlthätigen Einfluß, und Josephine betrachtete sie mit stiller Freude. Sie klagte nie über Unwohlsein, was in ihrem ganzen langen Leben noch nicht vorgekommen war, und hatte sich bloß um Clotilden zu ängstigen. Den Tod ihrer Tochter hatte sie schnell überwunden und es war doch eine frohe Aussicht für die arme Josephine.

So entfloß die Zeit, welche weder der Unglückliche aufzuhalten noch der Glückliche zu bannen vermag, und wieder waren vier Wochen vergangen. Die Natur hatte ihren Blüthenschmuck abgestreift und brachte die herrlichsten Früchte: Erdbeeren, Himbeeren und Kirschen in ungeheurer Fülle, um die Kranken zu erquickern.

Frau von Beiersfelds Zustand hatte sich bedeutend verschlimmert und erlaubte ihr nicht mehr, Ausflüge

zu machen. Da es auch Clotilden schwer wurde, blieben Alle zu Hause und brachten ihre Tage unter der Linde zu, wo die Kranke, von Kissen gestützt und von ihrer Tochter gepflegt, mit sitzen konnte. Georgiana war wie zur Krankenwärterin geschaffen, sie bewachte auch die kleinste Bewegung ihres Gesichts und ihrer Hände und das Zucken jeder Wimper, um ihre Wünsche zu errathen, und theilte ihre Aufmerksamkeit zwischen Clotilden und ihrer Mutter.

Man hatte nämlich einige Tage zuvor die Rudelsburg besucht, und die Geheimrätin hatte, auf ihrer Tochter Arm gestützt, den Berg mit erstiegen. Sie wollten von hier aus die Sonne untergehen sehen und dann nach Hause zurückkehren. Der Untergang der Sonne war für sie der größte Genuß, und nie in ihrem ganzen Leben hatte sie so sehr darnach gestrebt, ihn sich zu verschaffen; sie sah vielleicht in ihr das eigene Bild und dachte an das Scheiden ihres Lebens und wurde dadurch allemal ungemein aufgeregt.

War es nun eben diese Erregung oder war es das angestrengte Bergsteigen oder brachte es der Gang der Krankheit so mit sich, genug, ein Blutstrom drang ihr aus Mund und Nase und hätte sie fast erstickt. Er hatte ihr zwar die gepreßte Brust augenblicklich erleichtert, aber sie war dadurch so schwach geworden, daß man Leute aus der Windmühle bitten mußte, sie bis

nach dem Wagen zu tragen, welcher sie dann langsam ihrer Wohnung zuführte.

Ehe sie dieselbe aber noch erreichte, wiederholte sich der Unfall und das Brechen war stärker als das erste Mal. Der herbeigerufene Arzt zuckte die Achseln auf Georgiana's Frage, ob dies sehr bedächtigend sei, und sagte ganz unumwunden:

„Ich hatte ihr bis zum Herbst Frist gegeben, weil ich nicht voraussehen konnte, daß sich solche Zufälle einstellen würden. Sie können und werden sich wiederholen, besonders da sie sich gar nicht schont und sich meinen Anordnungen durchaus nicht fügt. Kehrt das Blutbrechen wieder, dann kann ich keine Stunde für ihr Leben bürgen.“

Trotz der Vorstellungen ihrer Freunde und den Bitten ihrer Tochter ließ sie sich nicht im Bett halten, sondern jeden Tag ankleiden und unter die Linde schlafen, wo sie bei der übrigen Gesellschaft saß und namentlich Clotilden beobachtete und auf jedes Wort lauschte, welches dieselbe sprach.

So saß sie auch heute wieder und bat ihre Tochter, doch ein wenig mit Clotilden auf und ab zu gehen, weil sie etwas mit ihren Freundinnen besprechen wollte, was die letztere nicht hören sollte. Ihr Kind befolgte, ob schon ungerne, ihren Wunsch, und die beiden Mädchen gingen langsam und schweigend um das Haus herum.

Frau von Weierfeld bat Josephinen, näher zu rücken und sagte leise und gedämpft:

„Ich fühle, daß bald ein neuer Strom aus meiner blutenden Brust kommen und wahrscheinlich mein Ende herbeiführen wird. Ich danke meinem Gott, daß er mir nicht längeres Leiden auferlegt, und bitte ihn, noch die letzten Augenblicke abzukürzen. So hätte ich denn das Ziel erreicht, was ich seit dem Tode meines Sohnes erwünscht und ersehnt habe, und ginge mit leichtem Herzen aus der Welt, denn meine Helene ist versorgt, wenn nur Georgiana mir das Scheiden nicht so schwer machte. Ich muß sie bis zum Tode betrübt, ohne Hoffnung auf Freude und Glück, einsam und schutzlos in der Welt zurücklassen, und ich empfehle sie Euch, meine Freundinnen, mit der ganzen Inbrunst einer sterbenden Mutter; ich überlasse sie Euch als ein theures Vermächtniß mit brechendem Herzen. Du, Mariane, hast eine einzige Tochter verloren und Du, Josephine, wirst bald an dem Sarge der Deinigen stehen. Nehmt mein armes Kind auf in Euer Herz und sucht ihm meine Stelle zu ersetzen.“

Sie erfaßte die Hände der beiden Frauen, konnte aber nicht weiter sprechen, denn das gefürchtete Uebel kam. Alles Blut ihres sonst kräftigen Körpers schien sich auf der Brust concentrirt zu haben. Sie war

nicht im Stande, es herauszubringen und mußte daran ersticken.

Als die erschrockene Georgiana zurückkehrte, lag sie, eine Leiche, in Josephinens Armen und man gab der letzten Parthie die Schuld an dem so schnellen Tode.

Der Arzt ward gerufen. Er sagte, daß jeder Versuch, sie in's Leben zurückzurufen, vergebens sein würde.

Georgiana war sehr außer sich. Jedes Band, das sie an's Leben fesselte, hatte sich gelöst, sie hatte nur noch die Freundin und ihre Schwester Helene. Der Freundin Leben hing nur noch an einem Faden; wie bald war er zerrissen und sie dann ganz einsam!

Und sie war gesund. Der Gedanke, daß sie vielleicht noch lange, lange leben mußte, erfüllte sie mit Schrecken. Sie bat Gott inbrünstig um Kraft.

Mariane überwand ihre gewöhnliche Kälte, nahm die unglückliche Georgiana an ihr Herz und sagte:

„Mein Kind, wenn ich Dir auch die Stelle Deiner Mutter nicht ersetzen kann, so wirst Du doch stets einen Platz an meinem Herzen finden, und wenn Du mit mir gehen und bei mir bleiben willst, so sollst Du mir willkommen sein. Ziehst Du es aber vor, zu meiner Schwester zu gehen und bei ihr zu bleiben, die Dich eben so gern aufnimmt als ich, so wird in mei-

nem Herzen auch kein Groll darüber wohnen und Du bist mir so lieb wie zuvor“

Georgiana antwortete, daß sie durch diese Güte innig gerührt sei und wenn etwas im Stande wäre, sie in ihrem Schmerz zu trösten, so sei es Das, was sie so eben gesagt. Da sie aber doch jetzt noch Alle zusammenblieben, so wolle sie über die Wahl ihres Aufenthaltsorts noch keine Bestimmung treffen, am liebsten möchte sie ihr Haupt zur Ruhe legen, da die Welt für sie keine Freuden mehr hätte.

Ihre Mutter ward begraben und es war noch stiller im Häuschen als vorher. Die Damen waren meistens wie vor dem Tode von Georgianens Mutter unter der Linde, besonders da die Abende immer so lau und lind waren, daß man sich lange im Freien aufhalten konnte. Tausende von leuchtenden Johanniswürmchen erfüllten die Luft; sie schienen ihr kurzes Dasein mit vollen Zügen genießen zu wollen, und Clotilde, die in immerwährenden Verzückungen war, sah in ihnen die Geister ihrer dahingeshiedenen Lieben. Auch in den Strahlen des Mondes meinte sie dieselben zu erblicken und war unaussprechlich glücklich darüber.

Man ließ sie dabei; Niemand wagte ihr den Genuß zu rauben, und der Arzt erklärte solche Visionen für die Vorboten des nahen Todes. Sie klagte über keine Schmerzen, hatte kein Fieber, aß, wenn auch

nicht viel, schlief, aber immer von sanften Träumen umgankelt und sogar oft im Freien. Sie ward bleicher, magerer und kraftloser, und man glaubte, die Psyche wandle umher. Sie sprach sehr wenig, war aber gegen ihre Mutter besonders unaussprechlich zärtlich und hat dieselbe, nur noch kurze Zeit bei ihr auszuhalten, denn bald würde sie die Sehnsucht, die sie hier nicht rassten ließe, nach jenen lichten Höhen tragen und mit ihren Lieben vereinigen. Dann sollte sie zurückkehren zu dem armen Vater und zu ihren blühenden, lebensfrohen Geschwistern und ihnen von dem verklärten Bruder und der sanften bleichen Schwester erzählen, welche sie immer lieben und umschweben würden, damit sie stets gut und fromm blieben. Und wenn dann der Mutter Thränen mit Gewalt hervorbrachen, küßte sie ihr dieselben hinweg und bat flehentlich, ihr den Abschied nicht zu erschweren.

Mit Georgiana hatte sie ähnliche Gespräche, nur sagte sie dieser, daß sie noch lange leben würde; wenn ihre Stunde gekommen sei, werde sie sie rufen. Sie war dankbar für die Aufopferungen, mit denen sie ihr Alles zu Liebe that, und freute sich über die Blumen, die sie ihr stets frisch brachte, und spielte damit wie ein Kind, wenn sie munter war, oder horchte auf den Gesang der Vögel, oder sprach mit den Abgeschiedenen. Früh, mit dem ersten Strahle der Morgensonne ward

sie unter die Linde geschafft und wenn fast Mitternacht da war, wieder heraufgebracht, und war ja ein Abend kühl, so ließ sie sich auch dann nicht in's Zimmer schaffern, sondern lieber in Shawls oder Mäntel hüllen, so lange es möglich war.

Acht Tage waren auf diese Weise vergangen. Sie hatte fast den ganzen Tag in Schummer zugebracht, und den Ausdruck von Schmerz und Leiden, den gewöhnlich die Krankheit jedem Gesichte aufdrückt, nahm man in ihrem lieblichen Antlitz nicht wahr, ja, er verschwand immer mehr, je näher ihr Ende kam. Sie wurde immer schöner, denn ihre Züge verklärten sich.

Georgiana betrachtete sie entzückt und machte ihre Mutter und Tante darauf aufmerksam. Ihre Mutter schwieg schmerzlich bewegt, aber die Tante konnte nicht unterlassen, die Frage hervorzustöhnen:

„Was mag ihr nur fehlen, da sie nie über einen Schmerz geklagt?“

Und Georgiana antwortete:

„Sie stirbt aus Sehnsucht nach einem bessern Lande und seinen Bewohnern.“

Auf einmal erwachte sie aus ihrem Schummer und klagte, daß es so hell um sie wäre, daß ihr die Augen schmerzten, und ihre Mutter bedeckte sie deshalb mit einem Schleier, worauf sie wieder entschlummerte. Weil sie so lange, ohne sich zu rühren, still lag, zog ihn

Georgiana weg, um nach ihr zu sehen und wunderte sich, daß sie, ohne geblendet zu werden, so starr in die Wolken schauen konnte. Sie berührte ihre Stirn durch einen leichten Kuß, aber sie war kalt wie Eis und kein Leben mehr in ihr. Den Kranz, mit dem sie gespielt, hielt sie noch in ihrer Hand, und trotzdem daß Alle um sie herumsaßen, hatte keins ihren letzten Hauch gefühlt. Sie war ohne einen Laut, ohne ein Zucken hinübergeschlummert.

Wem der Tod in solcher Gestalt naht, der mag ihn immer willkommen heißen.

XIII.

Clotildens irdische Ueberreste waren zur Ruhe bestattet, und wenn es ihr auch nicht wie Marien vergönnt war, neben ihrem Max zu ruhen, so schlummerte sie doch nicht allein in fremder Erde, sondern neben seiner Mutter, die ihn und sie so sehr geliebt.

Im Häuschen, im Garten und unter der Linde war Alles wie ausgestorben, obgleich die Stunde noch keine späte war und die Dämmerung noch mit der Nacht kämpfte. Die erschöpften Frauen hatten sich in ihre Schlafzimmer zurückgezogen und wollten versuchen, ob ihnen nach so langer schwerer Zeit und nach diesem letzten heißen Tage nicht einmal Ruhe gegönnt sei.

Sie hatten sich vorgenommen, am nächsten Morgen mit dem zuerst abgehenden Zuge Kösen zu verlassen, wollten von da nach Berlin gehen, um Alles zu einer

längeren Reise nach Schlesien zu rüsten, und hofften, sich dort einigermaßen zu erholen.

Georgiana wollte sie begleiten; wohin sollte sie auch weiter gehen?

Sie waren noch alle drei in Marianens Schlafzimmer und stellten, ohne zu wissen, wie es gekommen, düstere Betrachtungen an. Das Jahr war erst halb zu Ende, kaum einige Wochen darüber, aber was hatten sie in demselben schon gelitten! was hatte es ihnen schon geraubt! Und sie hatten es ohne Bangen begrüßt. Aber sie wollten nicht mehr daran denken, sie wollten das Lager suchen; vielleicht fanden sie in den Armen des Schlafs Vergessenheit. Georgiana wünschte ihnen gute Nacht und entfernte sich.

Sie hatte ihr Nachtzeug angelegt; aber da sie fühlte, daß der Schlaf sie noch lange fliehen würde, öffnete sie die Jalousieen und trat an das offene Fenster. Die Luft im Zimmer war drückend und schwül, und einzelne Blitze zuckten am fernen Horizont.

Überall herrschte Schweigen, nur einzelne Töne des Concertes in den Anlagen drangen zu ihr herüber und unterbrachen das Brausen des Wehrs an der fernen Mühle.

So stand sie lange, betrachtete den Himmel und schien mit den Geistern der Abgeschiedenen zu verkehren, als der klagende Ton einer Nachtigall, den sie schon

lange gehört, immer lauter und stärker aus dem Waldchen herausscholl und sie noch einmal hinaus in's Freie lockte. Sie warf einen Shawl um, öffnete leise die Hausthür und trat in den Garten.

Nachdem sie ihn mehrere Mal durchschritten, ging sie unter die Linde, um sich auf die Bank, auf der Elotilde verschieden war, zu setzen und die letzte Zeit, die sie mit der Freundin durchlebt, noch einmal an ihrer Erinnerung vorübergleiten zu lassen. Dabei lauschte sie der Klage der Nachtigall, welche ihrem Auge Thränen entlockte; sie mochte gleich ihr um verlorene Liebe klagen, ihre Stimme hörte Niemand, und bei diesen Gedanken flossen ihre Thränen immer heftiger.

Sie brach in ein lautes Schluchzen aus und verhüllte ihr Gesicht mit dem Tuche, achtete auf nichts, was um sie her vorging, aber das Herz ward ihr immer leichter.

Auf einmal hörte sie ein Rascheln ganz in ihrer Nähe und fuhr zusammen.

Sie richtete sich in die Höhe, nahm das Tuch von ihren Augen und erblickte eine Männergestalt dicht neben ihr.

Sie stieß einen lauten Schrei aus und wollte davon eilen, doch der Mann ergriff sie bei der Hand, bat sie mit weicher Stimme, ruhig zu sein, da ihr gewiß

nichts geschehen solle. Himmel! diese Stimme kannte sie.

Es gab nur eine solche, sie konnte sich nicht irren; es war Constantin, der vor ihr stand. Er kam immer näher, und ehe sie es hindern konnte, stürzte er schluchzend zu ihren Füßen.

Georgiana war ganz erstarrt. Schrecken und Ueberraschung hatten sie an der Stelle festgebannt; sie war nicht im Stande, ihm ihre Hand, die er ergriffen hatte, zu entziehen und ließ es geschehen, daß er sie mit glühenden Küssen bedeckte und immer fester zwischen die seinen preßte. Endlich ermannte sie sich, entzog sie ihm nicht ohne Anstrengung und fragte, ihre ganze Kraft zusammennehmend:

„Was führt Sie hierher und was wollen Sie von mir?“

Er schwieg eine Weile, dann sagte er gedämpft:

„Was mich hierher führt? Die Liebe, Georgiana, die reinste, die glühendste Liebe. Und was ich von Dir will? Dich, da Du schutzlos und verlassen bist, behüten, beschützen und nicht wieder von Dir gehen, wenn Du es so willst. Nachdem Du Alles verloren hast, was ein natürliches Recht auf Deine Liebe hatte, habe ich wohl die nächste Anwartschaft, denn ich habe lange, hart und schwer gebüßt.“ setzte er leiser hinzu. „Ja, Georgiana, ich biete Dir Herz und Hand von Neuem

an, für dieses und jenes Leben. Als Du glücklich warst, als Du im Schooße Deiner Familie lebstest, hatte ich nicht den Muth dazu, aber jetzt wirst Du mich vielleicht nicht zurückweisen, denn auch ich bin verwaist, meine Mutter ist gestorben. Ich habe Niemand weiter als Dich, und einer Verbindung zwischen uns steht nichts mehr im Wege.“

Er erhob sich, setzte sich neben sie auf die Bank, schlang seinen Arm um sie und sprach, da sie schwieg, weiter:

„Wohin willst Du flüchten, wo Du nicht unglücklich wärest? Der Frohsinn der Menschen wird Dir überall wehe thun und ihr Treiben Dich verletzen. Werde mein Weib; als solches kannst Du, wenn Du keine Lust hast, in Berlin zu bleiben, mir nach W. folgen, wo ich bei der Gesandtschaft angestellt bin; auch auf meinem Gute in F. kannst Du bleiben. Du findest es bequem als Wohnung eingerichtet, denn meine Mutter hat, wie Du weißt, bis vor wenigen Wochen dort gelebt. Dort kannst Du in der größten Stille und Abgeschlossenheit bleiben, bis Du es erträglich findest, täglich in meiner Gegenwart zu sein und ich Dich dann abholen werde. Sollte es Dir zu einsam sein, so nimm den kleinen Gustav mit, dem Du ja immer so viel Liebe bewiesen hast, denn seine Großmutter ist gestorben und ich habe ihn jetzt bei mir. Dort kann

Dein krankes Herz nach und nach genesen oder Du kannst sterben, ohne von Jemand belästigt zu werden, denn wenn Du mich von Deinem Antlitz verbannst, werde ich nicht wagen, mich Dir zu nahen.“

Georgiana schwieg, sie wußte nicht, was sie antworten sollte und sank endlich, von ihren Gefühlen überwältigt, an seine Brust. Er drückte sie fest an seine Brust, streichelte sie, wie um den Aufruhr in ihrem Innern zu beschwichtigen und küßte ihr die Thränen hinweg.

Endlich antwortete sie:

„Constantin, ich habe geschwiegen, weil ich, zu sehr von dem, was Du sprachst, bestürmt, nicht antworten konnte. Du siehst in mir vielleicht noch das lebensfrohe, heitere Mädchen der früheren Tage, die im Stande wäre, Dich zu beglücken; aber die bin ich schon lange nicht mehr, und Frohsinn ist ein Gast, der in einer Ehe mit mir in Dein Haus vielleicht niemals einzieht. Deßhalb überlege wohl, ehe Du diesen Schritt thust, damit Du nicht Ursache hast, ihn später zu bereuen, wenn ich eingewilligt habe.“

Constantin entgegnete:

„Erspare mir den Schmerz, den diese Deine Worte mir bereiten müssen, denn der Vorwurf, daß die Fröhlichkeit Deiner Jugend von Dir gewichen, ehe Dich die bitteren Leiden dieses Jahres heimsuchten,

trifft mich allein. Ich habe dies keinen Augenblick vergessen, und eben dieses Bewußtsein hat die Qualen erhöht, die seit jener Zeit mein Inneres zerrissen haben. Ich kann Dir die Versicherung geben, daß in diesen drei Jahren die Furien der Hölle in meinem Herzen gewüthet haben und daß es nur in Deiner Hand liegt, mir Ruhe und Frieden zurück zu geben.“

„Wenn das Dein Ernst ist,“ sagte das Mädchen, tief bewegt, „und Du mich nehmen willst, wie ich bin, so will ich gern die Deine sein und treu aushalten in Freud' und Leid.“

Ihr Geliebter schloß sie fest in seine Arme, und ein inniger Kuß besiegelte den auf's Neue geschlossenen Bund.

Constantin erzählte ihr dann, wie er weder sie, noch Frau Bruhm, noch den Kleinen aus den Augen gelassen und er ihr Geschick immer mit der größten Theilnahme verfolgt habe. Bei seiner letzten Anwesenheit in Berlin, wohin ihn der Tod von Gustavs Grossmutter gerufen, hatte er von ihrem traurigen Schicksal gehört und war zu dem Criminalrath gegangen, um genaue Erkundigungen über ihre Verhältnisse und ihren Aufenthaltsort einzuziehen, und dieser hatte ihm gesagt, daß mit dem schnell erfolgten Tode ihrer Mutter ein neuer Verlust sie betroffen habe und daß sie außer ihre

Schwester keinen nahen Verwandten auf der Welt mehr hätte. Er hatte ihm ferner gesagt:

„Wir haben ihr einen Zufluchtsort in unserm Hause angeboten und sie wird wahrscheinlich, wenn Gott unsere Tochter abrufen, mit meiner Gattin nach Berlin kommen, wo Sie sie dann, wenn es Ihr Wunsch ist, in unserm Hause sehen können.“

Konstantin hatte ihm nun seinen Plan mitgetheilt, nach Kösen zu gehen und ihr seine Hand anzubieten, und der Criminalrath hatte ihm gerathen, dann bald hinzureisen, damit er die Damen noch vor ihrer Abreise dort trafe. So war er denn schon einige Stunden hier, hatte aber, da er gehört, daß Clotildens Begräbnistag sei, sich nicht unterstanden, einen Besuch zu machen und war unter die Linde gegangen, um wenigstens dem Orte nahe zu sein, wo sie athmete und vielleicht einen Schatten von ihr zu erblicken. Er hatte sie in den Garten herabkommen sehen und war in das Gebüsch getreten, um sie in dieser späten Stunde nicht zu erschrecken; aber als er sie weinen gehört, war er, nicht mehr Herr seiner selbst, hervorgetreten. Das Uebrige wußte sie.

Sie erzählte ihm, daß auf Morgen früh ihre Abreise bestimmt sei, und bat ihn, an den Abfahrtpunkt zu kommen, damit sie sich noch einmal sehen könnten, weil es auf andere Weise nicht möglich sei. Sie plauderten

noch ein Stündchen zusammen. Constantin sagte ihr, wie froh er sei, daß er sie heute noch getroffen habe und sein Schicksal jetzt entschieden sei. Den folgenden Tag wollte er noch in Rößen bleiben und alle die Punkte besuchen, an denen sie geweilt, und ihr dann nach Berlin folgen. Dort wollten sie sich bald in der tiefsten Stille trauen lassen, denn die Zeit seines Urlaubs war nur kurz. Georgiana sollte nicht erst mit nach Schlesien reisen, sondern mit ihrem Manne sogleich nach ihrem Gute gehen, um den Kleinen, den er dorthin geschickt, abzuholen und ihm dann nach dem Orte seiner Bestimmung zu folgen.

Nachdem sie dies Alles besprochen hatten, geleitete er sie bis an das Haus, nahm herzlichen Abschied von ihr, und Georgiana genoß nach so mancher ruhelosen Nacht zum ersten Male wieder die Erquickung eines gesunden und festen Schlafes.

Als am andern Morgen Josephine an ihr Lager trat, um sie zu wecken, war sie ganz erstaunt, daß es schon so spät war.

Die Erstere sagte ihr, daß sie sowohl als ihre Schwester es auch verschlafen hätten und wahrscheinlich mit dem ersten Zuge nicht mit fortkommen könnten.

Georgiana war dies ganz recht, und sie schlug vor, noch einmal unter der Linde Kaffee zu trinken, und Josephine erfüllte gern ihren Wunsch. Die Damen kleideten sich an, und als sie um den Kaffeetisch herumsaßen, erzählte ihnen Georgiana das Abenteuer von gestern Abend, die Aenderung ihres Schicksals und fragte, ob ihre Handlungsweise ihren Verfall hätte.

Die beiden Frauen küßten sie und wünschten ihr

von Herzen Glück zu der so schnellen Wendung der Dinge, und Mariane sprach:

„Gott sei Dank, daß wenigstens wieder einmal ein Sonnenblick am Himmel ist nach so langem Sturm und Regen.“

Aber Josephine entfernte sich, und Georgiana glaubte, um ihre Thränen zu verbergen. Nach einer Viertelstunde kehrte sie zurück und sagte:

„Ich habe nach Constantin geschickt und ihn bitten lassen, mit uns zu frühstücken. Er wird jedenfalls am Abfahrtspunkte stehen und uns erwarten, und deshalb leicht zu finden sein. Wir können vielleicht heute noch einmal die Ruine, den Buchwald und die anderen hübschen Punkte besuchen und heute bloß bis Naumburg fahren, denn da die Sache sich so gewendet hat, kommt es doch auf einen Tag nicht an und,“ sprach sie, zu ihrer Schwester gewendet, weiter fort, „wir können dann morgen mit Constantin die Reise gemeinschaftlich machen.“

Diese hatte nichts dagegen einzuwenden, aber Georgiana erkannte die Größe des Opfers, das ihr die beiden Schwestern brachten, dankbar, und drückte Beiden schweigend die Hand. Denn daß ihnen daran lag, hier so schnell als möglich fortzukommen und daß sie bloß ihretwegen blieben, wußte sie recht wohl.

Bald darauf erschien ihr Bräutigam, und während er die Damen begrüßte, hatte sie Muße genug, in dem Lichte des hellen Tages zu bemerken, wie auf seinem Gesichte Leiden und Qual tiefe Furchen eingedrückt und es um viele Jahre älter gemacht hatten.

Sinniges Mitleiden ergriff ihre weiche Seele und

sie gelobte sich im Stillen, Alles zu thun, um ihm Frieden und Glück zurückzugeben, und dies war wohl das beste Mittel, ihr den eigenen Gram überwinden zu helfen. Denn edlere Frauen, welche frei von Eigenliebe sind, vergessen in dem Bemühen, die Leiden Anderer zu lindern, in der Regel die eigenen, und so war es bei Georgiana auch.

Den folgenden Abend erreichten unsere Reisenden Berlin. Die Begrüßung zwischen dem Criminalrath und seiner Frau war erschütternd und herzergreifend. Sie kam wieder um ein Kleinod ärmer zurück, und ihm war es nicht vergönnt, seine geliebte Tochter noch einmal an sein Herz zu drücken. Es war allerdings hart, aber doch dankten die beiden Gatten innig Gott, daß sie wenigstens einander selbst noch hatten und nicht durch die Stürme der Zeit von einander gerissen worden waren.

Josephine und ihre Schwester wollten sich nur so lange, als nöthig war, zu Hause aufhalten, denn es war ihnen wie ausgestorben und sie sehnten sich unaussprechlich nach den Kindern. Sie waren froh, daß wenigstens die Sorge für kleine Einkäufe und Vorbereitungen zu Georgiana's Hochzeit ihre Zeit einigermaßen ausfüllte, denn sonst wäre es ihnen vollends unerträglich gewesen.

Der Criminalrath hatte von Beierfelds Angelegenheiten einigermaßen geordnet und dann seinen Schwiegersohn gebeten, daß er das Weitere thun möge.

Dieser hatte jedoch immer mit seinem Kommen gezaubert; als sie aber durch Georgiana auch die Nach-

richt vom Tode der Mutter erhielten, kam er sofort, aber allein.

Seine Frau, die ihn sonst stets auf seinen Besuchen in die Residenz begleitete, hatte es diesmal vorgezogen, zu Hause zu bleiben, da sie in ihrer Vaterstadt keine Freude mehr erwartete. Sie hatte ihren Gatten gebeten, ihr ihre Schwester mitzubringen, was er ihr natürlich auch versprochen hatte, nicht ahnend, daß sich ihr Schicksal so freundlich gestaltet hatte.

Georgiana hatte für die Stunde der Trauung die düstere Trauerkleidung abgelegt und erschien in einem weißen Atlaskleide, aber ohne einen andern Schmuck, als den Myrtenkranz, an dem ein einfacher weißer Schleier befestigt war.

So hatte sie auch ihre geliebte Clotilde in dem Sarge geschmückt, und trotzdem daß ihre Erscheinung in dem Herzen der beiden Schwestern die noch nicht verhaschte Wunde wieder aufriß, waren sie doch nebst dem Criminalrath und ihrem Schwager Zeugen bei der Trauung und brachten ihr nach derselben nebst reichen Gaben die herzlichsten Glückwünsche.

Sie legte nach der Trauung den Schmuck der Braut sogleich wieder ab und vertauschte ihn mit den Reisefleidern, besuchte, von ihrem Gatten begleitet, noch einmal das Grab ihres Vaters, nahm Abschied von ihm, und Alles, was sie gelitten, dämmerte wieder vor ihrer Seele auf, denn sie stand auf dem Punkte, dem Orte ihrer Geburt, dem Schauplatz der Freuden ihrer Kinderjahre, aber auch dem Orte, wo sie so unaussprechlich gebuldet, auf immer den Rücken zu kehren.

War es daher ein Wunder, wenn sie vom Schmerz

übermannt und von der Gewalt der Erinnerungen zu Boden gedrückt wurde? Doch sie dachte an ihr Gelübde, kniete noch einmal nieder und folgte dann mit raschen Schritten ihrem Gatten.

Durch die Straßen der Stadt fuhren sie schweigend, denn auch an seiner Seele mochte viel vorübergehen; aber als sie dieselbe hinter sich hatten, drückte er sie fester an sich und sagte:

„Nun bist Du mein, auf ewig mein, und nie, auch nicht einen Augenblick sollst Du es bereuen, daß Du Dich mir vertrauend in die Arme geworfen hast, wenn ich es auch nicht verdient habe.“

Georgiana schmiegte sich still an ihn an und weinte still für sich, sie war sehr glücklich, und der Gedanke, wie eine Woche ihr Schicksal umgestaltet, beherrschte sie. Sie, die geglaubt hatte, sie habe Alles verloren, was das Leben theuer macht und müsse in namenlosem Jammer untergehen, sie, die zu Gott gebetet, er möge sie nicht der Verzweiflung zur Beute lassen, sah jetzt die Wünsche ihrer Jugend gekrönt und sich als die Gattin des Mannes, den sie mit ganzer Seele liebte und auf den sie so lange schon verzichtet hatte.

Erst nachdem sie sich gesammelt, konnte sie ihrem Gatten ihre Gedanken mittheilen und ihm sagen, wie innig sie Gott für das Glück dankte, welches er ihr beschieden und daß sie hoffe, des Schicksals finstere Mächte seien nun versöhnt und sie ginge getrost und muthig der Zukunft entgegen.

Ihrem Schwager, der so innigen Antheil an ihrem Schicksale nahm, hatte sie versprochen, daß sie

ihrer Schwester von ihrem neuen Bestimmungsorte aus schreiben wollte, sie müsse sich erst auf ihrem Lebenswege wieder zurecht finden, denn jetzt sei ihr alles wie ein Traum.

Victor war tief betrübt, als er den Tod seiner Cousine erfuhr und nicht ganz damit einverstanden, daß seine Mutter nicht nach Dresden zurückkehrte.

Er sehnte sich sehr nach ihr und hätte sie gern um sich gehabt, besonders da er glaubte, sie könne nirgends so viel Linderung als bei ihm finden; aber seiner Frau war es ganz recht, daß sie nicht kam.

Sie suchte ihn überhaupt durch Tändeleien und Scherz von seinem Kummer abzuziehen und mit leichter Hand die Furchen seiner Stirn zu glätten.

Es gelang ihr natürlich nicht immer, aber darüber grämte sie sich auch nicht.

In ihr hatte nichts einen tieferen Eindruck zurückgelassen und wem Gott Leiden schickt, und ihm die Kraft versagt, sie würdig zu tragen, dem möge er wenigstens eben so viel Leichtsinns wie dieser Frau schenken, und er kann sicher sein, daß er glücklich darüber hinwegkommt.

Josephinens Schwester, die in ihrem friedlichen Thale ganz von den Stürmen der letzten Jahre verschont geblieben war, freute sich unbeschreiblich über die Ankunft ihrer Schwester, besonders da sie Josephinen ihre Kinder munter, blühend und jubelnd entgegenführen konnte.

Ein seit Jahren ausgesprochener Wunsch war ihr nun erfüllt; sie hatte ihre Schwester bei sich und

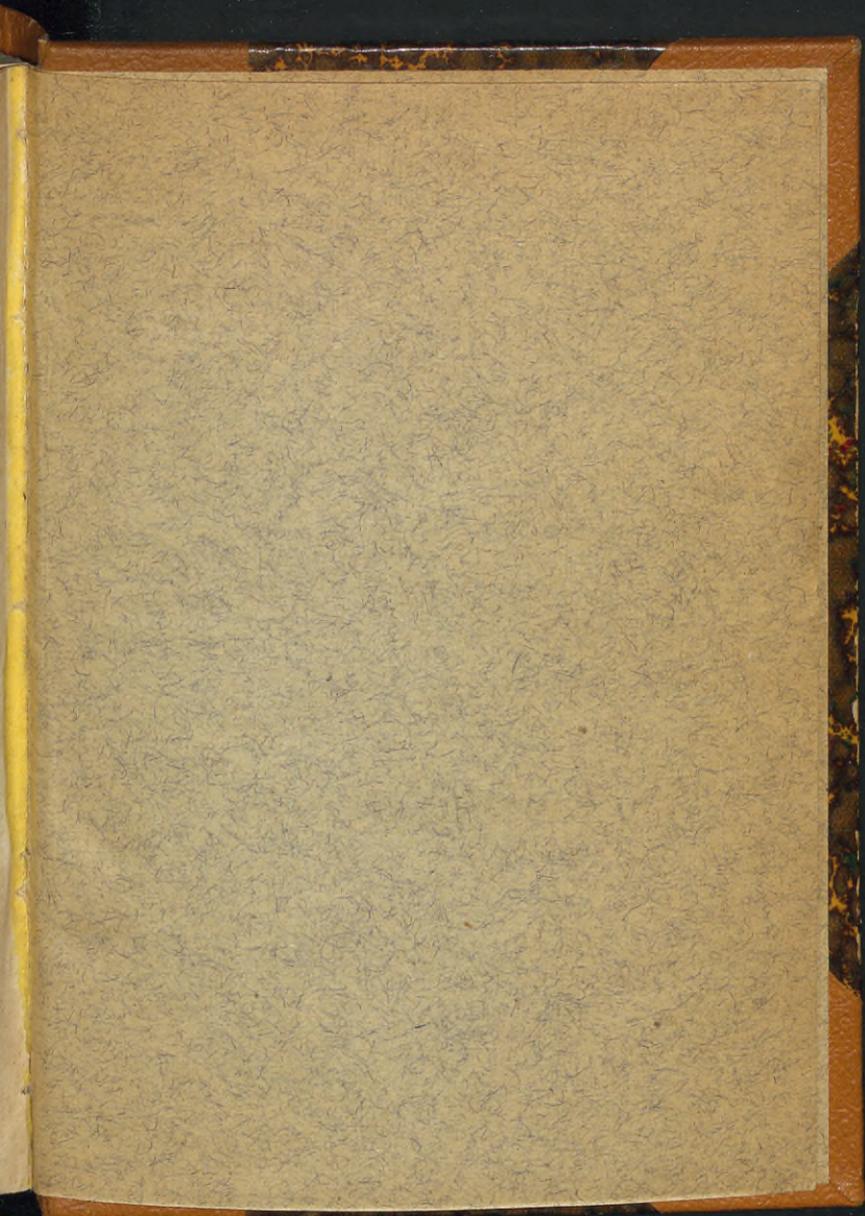
wußte nicht, auf welche Weise sie ihre Freude ausdrücken sollte.

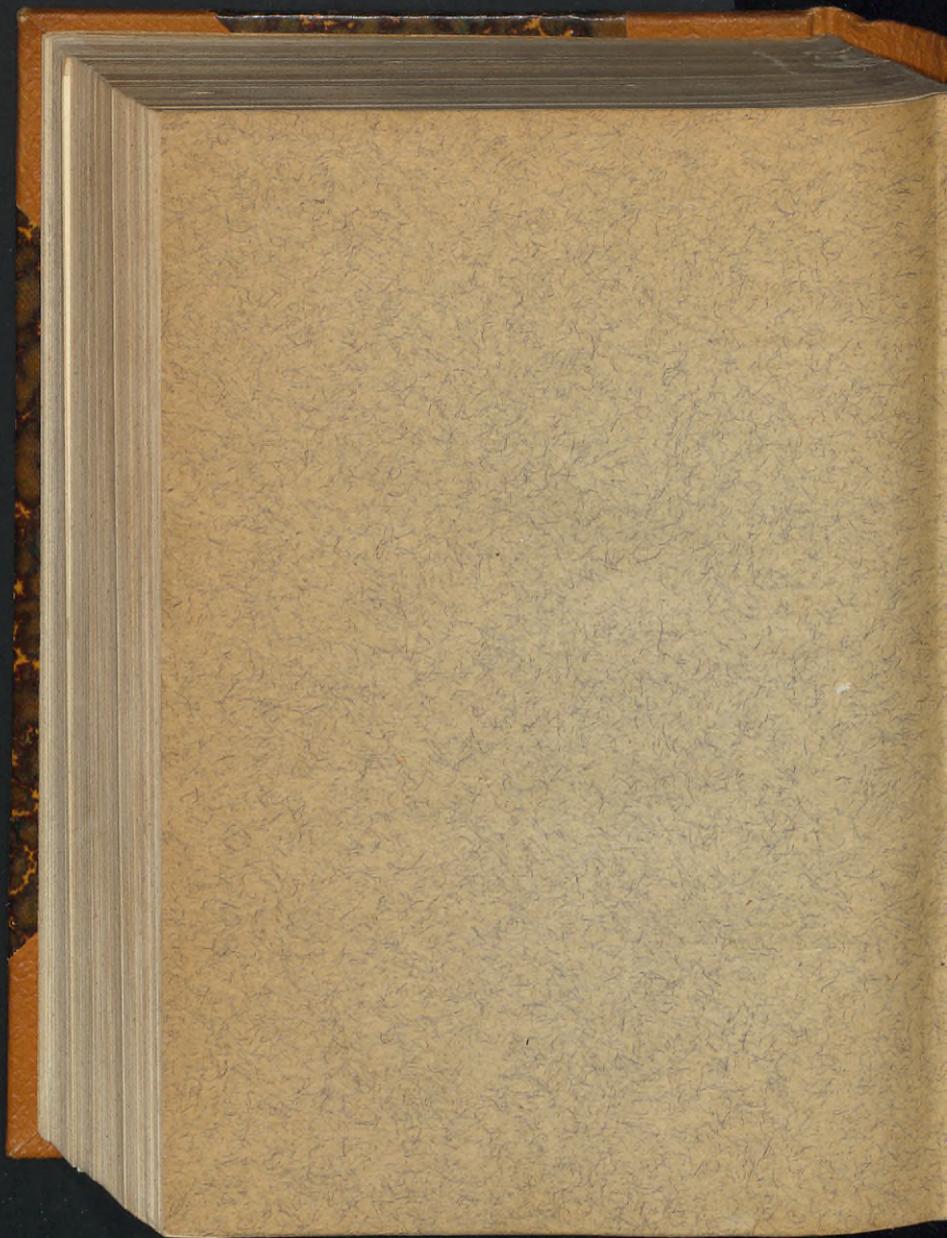
Sie stellte ihnen ihre Kinder vor und sagte ihnen, daß sie vor dem eintretenden Winter nicht wieder fort dürften und sie alles Mögliche thun wolle, um ihnen den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen.

Auch der Schwager kam ihnen mit jener biederen Herzlichkeit und der Sozialität entgegen, die in der Regel das Eigenthum der schlesischen Gutsbesitzer ist. Er hieß sie willkommen und versicherte ihnen, daß ihn der Teufel holen solle, wenn er sie vor Schluß des Jahres wieder fortlässe und nicht Alles thäte, um ihnen den Aufenthalt bei ihm so angenehm als möglich zu machen.

Josephinens Kinder waren sehr glücklich, ihre Mutter wiederzusehen nach so langer Zeit der Trennung, und freueten sich, die Tante Mariane freundlicher als früher zu finden. Sie versprachen, artig und folgsam zu sein, und die gemarterten Frauen glaubten ein Asyl gefunden zu haben, in welches ihnen der Gluch der Schicksalsgöttin nicht gefolgt war.

Ende des dritten Theils.





6000175341



Göteborgs universitetsbibliotek

